

JULI/AUGUST
2010

THEOLOGISCHE
HOCHSCHULE



FRIEDENSAU

DIALOG

GEMEINSAM GLAUBEN,
LEBEN, HANDELN –
DIE HOCHSCHULE
IM GESPRÄCH



FRIEDBERT
NINOW
ZUM REKTOR
GEWÄHLT

SEITE 2

IN DER FREMDE

SEITE 4

ENGAGEMENT VON
TÜRKEISTÄMMIGEN
MIGRANTINNEN IN
KREUZBERG

SEITE 5

„INTEGRATION BEDEUTET
FÜR MICH NICHT NUR
ARBEIT FINDEN ...“

SEITE 7

ALUMNITREFFEN IN
FRIEDENSAU

SEITE 8

... UND VIELES MEHR



Die Integration von
Minderheiten in
Mehrheitskulturen

SEITE 2

KURZ notiert

von Renate Dost

4 Lives for Jesus

Zwei Teilnehmerinnen des „One Year for Jesus“-Programms, Franziska Strehl und Irina Ott, hatten den Eindruck, dass ein Jahr für Jesus einfach nicht genug ist, und entschieden sich durch ihre Taufe am 7. Mai, ihr ganzes Leben für und mit Jesus zu leben. Nach dem Taufgottesdienst, der auf ihren Wunsch hin am Freitagabend stattfand, begleitete ein Fackelzug die Täuflinge zum Friedensauer Taufbecken mit frischen 8 Grad Celsius. Nach der Taufe hatte jeder die Gelegenheit, den beiden Bibelworte oder andere gute Wünsche in eine Zettelbox zu stecken.

Im Gottesdienst am Sabbatmorgen wurden die „One Year for Jesus“-Teilnehmer nach ihrer zweiten Unterrichtszeit in Friedensau mit einem Segnungsgebet wieder bewusst in ihre Einsatzorte Herne und Berlin gesandt.

Konkurrenzlos erlebte die Gemeinde Friedensau am Sabbatnachmittag eine weitere Taufe von Katherina Wesler und Charlotte Hartmann. 2 x 2 macht: 4 Lives for Jesus.

„Faithbook“

„Faithbook“ war das Thema der Besinnungswoche mit Dittmar Dost vom 25. bis zum 29. Mai in Friedensau. Angelehnt an die Kommunikationsplattform „facebook“ im Internet, auf der Personen sich vorstellen und austauschen, sollte „faithbook“ (übersetzt: Glaubensbuch) die Möglichkeit bieten, Glaubenspersönlichkeiten aus der Bibel kennenzulernen.

Es ging darum, von ihren Erfahrungen zu profitieren und neue Perspektiven für das eigene Leben zu gewinnen. Wie gehe ich mit Frust oder Ängsten um? Wie gewinne ich ein gesundes Selbstwertgefühl? Dies waren einige der Themen, die Studierende mit Musik, Moderation und Aktionen mit gestalteten.

Friedbert Ninow als neuer Rektor gewählt

Das Kuratorium der Theologischen Hochschule Friedensau hat in seiner Sitzung im Mai Friedbert Ninow M.A., Ph.D. einstimmig als neuen Rektor gewählt. Er tritt sein Amt am 1. März 2011 an. Gemäß der Ordnung der ThHF wird der Rektor für fünf Jahre ins Amt gewählt. Ninow gehört der Theologischen Hochschule Friedensau seit 1997 an. Er ist Dozent für Altes Testament und Biblische Archäologie und seit 2009 Dekan des Fachbereichs Theologie.

Die Integration von Minderheiten in Mehrheits- kulturen

von Horst F. Rolly

Als der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan am 10. Februar 2008 in der Köln-Arena vor türkischstämmigen Zuhörern erwähnte, dass Assimilation ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ sei, sprach er selbst einer Verletzung eines grundlegenden Menschenrechtes das Wort, nämlich der auf dem Individualrecht basierenden Entscheidungsfreiheit auf Gruppenzugehörigkeit. Verschiedene Rechtsartikel des internationalen Menschenrechtssystems und des Minderheitenschutzes, z.B. Artikel 27 des Internationalen Paktes für zivile und politische Rechte, betonen das Individualrecht auf eine eigene Religion, Kultur und Sprache, das zunächst das Recht von Einzelnen innerhalb einer Gruppe ist und in keinem Fall mit einer Verpflichtung der Gruppe gegenüber verwechselt werden darf. Artikel 3.1 des Europäischen Rahmenabkommens für den Schutz nationaler Minderheiten besagt: „Jede Person, die einer nationalen Minderheit angehört, hat das Recht, frei zu entscheiden, ob sie als solche behandelt werden möchte oder nicht; aus dieser Entscheidung oder der Ausübung mit dieser Entscheidung verbundenen Rechte dürfen ihr keine Nachteile erwachsen.“ Danach ist es erst die Wahl einer einzelnen Person, die sie zum Mitglied einer Minderheit macht, und nicht eine systemische Zuordnung von außen. Einem Subjekt bzw. einem Türken oder Kurden das freiheitliche Recht auf Assimilation abzusprechen, ist daher eine eindeutige Verletzung des Menschenrechtes.

Beispiele aus anderen europäischen Kontexten belegen nicht nur das individuelle Selbstbestimmungsrecht der Volks-

gruppenzugehörigkeit, sondern auch den Wunsch oder das Bedürfnis danach. Studierende des Masterstudienganges International Social Sciences der Theologischen Hochschule Friedensau führten unter Sinti und Roma empirische Untersuchungen durch – im vergangenen Jahr in Bulgarien und in diesem Jahr in Rumänien. Dabei konnten sie immer wieder feststellen, dass Mitglieder der Roma ihre ethnische Identität der Öffentlichkeit aus Furcht vor Diskriminierungen nicht preisgeben wollten. Mitunter waren Roma bereit, ihren Namen zu ändern, um der Bevölkerungsmehrheit zugerechnet zu werden. Ein Eintrag der ethnischen Identität „Roma“ im Reisepass könnte z.B. Nachteile beim Antrags- und Genehmigungsverfahren für Arbeitsmigration nach Westeuropa mit sich bringen. Davon abgesehen ist es natürlich bedauerlich, dass die Diskriminierungspraxis dominanter Mehrheitskulturen der Aufgabe ethnischer, religiöser oder linguistischer Identität potenziell den Weg bereitet.

Freilich ist mit dem Individualrecht auf Entscheidungsfreiheit auch eigenkulturelle Selbstbestimmung, Dissimilation oder die selektive Integration nach Merkmalen des kulturellen Lebensstiles, der religiösen Wahrheitsauffassung und der Beibehaltung der Muttersprache garantiert, wobei letztere das Erlernen zusätzlicher Sprachen für die soziale und wirtschaftliche Integration in eine Mehrheitskultur nicht ausschließt. Minderheitengruppierungen üben im Übrigen auf den Einzelnen nicht selten einen nachhaltigen Gruppendruck bzw. -zwang aus, der die Freiheit der persönlichen Entscheidung und Entwicklung ungünstig zu beeinträchtigen vermag.

Deshalb ist es wichtig, das Recht auf Eigenbestimmung und gruppeninterne Erneuerung innerhalb von Minderheiten, aber auch von Mehrheiten aufrechtzuerhalten, dessen Umsetzung des Weiteren spezifischen Differenzierungen, sinnvollen Reformbewegungen und Höherentwicklungen Vorschub leisten kann, um schließlich einer diskursiven und lernbereiten Gruppenformation gegenüber einer statischen den Weg zu ebnet.

Natürlich ist die freiheitliche Wahl der kulturellen oder linguistischen Identität nach dem individuellen Menschenrecht eine Idealvorstellung, die bislang in aller Offenheit nicht verwirklicht werden konnte. In der Menschheitsgeschichte kamen Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft, Sprache und Religion in den seltensten Fällen friedlich miteinander aus. Mehrheiten oder Minderheiten in einer dominanten Position versuchten ihre Sprache oder Religion Bevölkerungsanteilen unter ihrer Herrschaft aufzuzwingen. Unterdrückte oder ausgegrenzte Gruppierungen konnten dagegen eine bemerkenswerte Widerstandskraft aufbringen, nicht nur, um ihr sprachliches oder kulturelles Erbe zu behaupten, sondern um zu expandieren und Einfluss auf die dominante Kultur auszuüben. Die Bildung war und ist dabei ein wesentliches Instrument der intergenerationalen Vermittlung und Ausbreitung von Muttersprachen und kulturellen oder religiösen Überzeugungen. Das Bildungsrecht für linguistische und religiöse Minderheiten, für die Erhaltung der Sprache und eines bevorzugten Weltbildes eigene Schulen zu gründen und zu führen, ist daher ein wesentlicher Bestand-

teil des Minderheitenschutzes.

Es gibt heute kein Land auf dieser Erde, das ethnisch, religiös oder linguistisch homogen ist. 152 von 182 untersuchten Staaten (das sind 82%) haben mehr als 10% Minderheiten und 110 Staaten (52%) mehr als 25%. 900 Millionen Menschen, die Minderheiten zugerechnet werden (etwa 15% der Weltbevölkerung), leiden unter Diskriminierungen oder unter kultureller, wirtschaftlicher oder politischer Ausgrenzung (UN 2004: 26-44). Weltweit werden um die 5.000 Sprachen gesprochen und Experten prognostizieren, dass bis zum Ende dieses Jahrhunderts etwa 90% davon verschwunden sein werden. 95% der Weltbevölkerung sprechen nur 100 Sprachen, die eine gute Überlebenschance haben, der Rest wird wohl aussterben (Dunbar 2001: 91). Um diesen Trend der kulturellen und linguistischen Homogenisierung abzuwenden, fordern Fachleute spezielle Schutzmaßnahmen zur Stärkung der kulturellen Vielfalt ein, für deren Umsetzung neben dem politischen Willen und der Bereitstellung von Ressourcen die kulturelle Selbstbestimmung betroffener Minderheiten mit einzubeziehen ist.

Der Minderheitenschutz ist recht kompliziert, da die unterschiedlichen Konstellationen von Minderheiten in Nationalstaaten keine eindeutige Definition von Minderheit erlauben. Der jeweilige Hintergrund geschichtlicher Entwicklungsformationen und geographischer Grenzziehungen, bezogen auf regional konzentrierte oder gestreute Siedlungsstrukturen von Bevölkerungsanteilen, und die Anwendung relevanter Konzepte wie territorialer, personaler, funktionaler oder kultureller Autonomie erschweren eindeutige Zuordnungen und Schutzmaßnahmen im Rahmen der angeführten freiheitlichen Selbstbestimmung von Minderheiten, wandelnden Gruppensolidaritäten und der interessegeleiteten Kontrollmacht von mehrheitsgestützten Nationalstaaten. Zudem wurde es im internationalen Menschenrechtssystem weitgehend vernachlässigt, kulturelle und bildungsspezifische Rechte, Sprache und Weltbild von Minderheiten zu konservieren. Die Universale Erklärung der Menschenrechte von 1946 reflektiert den Minderheitenschutz überhaupt nicht. Heute ist die 1992 etablierte „Erklärung für die Rechte von Personen, die nationalen, ethnischen, religiösen oder linguistischen Minderheiten angehören“ der UN maßgebend. Für deren Umsetzung und um Verletzungen des Minderheitenrechtes eine Plattform zu bieten, wurde 1998 eine „Arbeitsgruppe für Minderheiten“ bei der UN in Genf eingerichtet, die 2007 aufgelöst und durch das jetzt operierende „Forum für Minderheitenangelegenheiten“ ersetzt wurde.

Durch die Globalisierung und die damit einhergehende Arbeitsmigration wird die ethnische, linguistische und kulturelle Heterogenität von Gesellschaften zunehmen und in der Mehrheitsbevölkerung oft Angst vor Überfremdung hervorrufen. In Deutschland sind es die traditionellen Min-

derheiten der Juden, Roma und Sinti, Sorben und Dänen und ebenso die Zuwanderungen nach dem Zweiten Weltkrieg, hauptsächlich aus Südeuropa, dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei, die das Bild der Minderheitenkulturen prägen. Eine gelungene Integration von Minderheiten in die Mehrheitskultur erscheint m.E. nur dann möglich, wenn kulturelle Vielfalt auch gewollt ist und gefeiert werden kann.

In diesem Zusammenhang sei es mir abschließend erlaubt, eine sicherlich bekannte Stelle aus der Bibel anzuführen, die das Phänomen der sprachlichen und kulturellen Vielfalt in einem anderen Licht erscheinen lässt. Im 1. Buch Moses Kapitel 11 wird der Turmbau zu Babel reflektiert und im Vers 6 heißt es: „Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben“. Das Mittel der Sprachenverwirrung bzw. Sprachenvielfalt erscheint danach als eine Schutzmaßnahme gegen uniforme Verblendung und als notwendiges Instrument, eine homogenisierte Menschenmasse davon abzuhalten, etwas außerordentliches Dummes zu tun.

Auf die Moderne angewandt, sind wir auch in der Gegenwart immer wieder mit dem Problem einer mehrheitsgestützten Machtkonzentration konfrontiert, die, wenn sie nicht pluralistischen Kontrollinstanzen innerhalb demokratischer Verfahrensweisen unterworfen wird, korruptiert und früher oder später faschistoide Züge an den Tag legt. Wir benötigen die linguistische und kulturelle Vielfalt, um uns den selbstkritischen Spiegel der Dialog-, Toleranz- und Lernbereitschaft vor Augen zu führen, die freilich nicht mit einer Aufgabe eigener Überzeugungen einherzugehen braucht, sondern – unter dem Wert einer sinnvollen Modifikation ermöglichen demut – zur überindividuellen Schärfung und Bewahrung von Einstellungen leitet. Schließlich sei in diesem Zusammenhang der kommunikative Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Gruppierungen auf einen Paradigmenwechsel in der Sozialwissenschaft verwiesen, wonach der Begriff der Kultur nicht mehr reduktionistisch als Wesensmerkmal einer distinktierten Gruppe definiert wird, sondern als eine soziale und kommunikative Praxis zwischen Gruppen und eine Reflexion über das Gelingen dieser Praxis.

Literatur

United Nations
Human Development Report (2004)
Cultural Liberty in Today's World. New York: United Nations

Dunbar, Robert (2001) Minority Language Rights in *International Law. International and Comparative Law Quarterly* (50) 1 January, pp. 90-120



Horst F. Rolly, M.A.,
Dr. phil. habil.,
ist Professor
für Vergleichende
Erziehungswissenschaften
und Dekan des
Fachbereichs Christliches
Sozialwesen an der
Theologischen Hochschule
Friedensburg

In der Fremde



Prof. Dr. phil. Udo Worschech, B.Th., M.A., lehrt Altes Testament und Biblische Archäologie an der Theologischen Hochschule Friedensau

von Udo Worschech

„Geh aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in ein Land, das ich dir zeigen werde“ (1 Mo 12,1). Diese Aufforderung Gottes an Abraham war vielleicht verbunden mit der ersten wirklichen Emigrationswelle und Migration von westsemitischen Stämmen aus dem Euphratgebiet nach Kanaan. Der Grund war der Zerfall eines großen semitischen Reiches mit Namen Ebla, das um 2400 v. Chr. Teile des heutigen Syriens und Mesopotamiens sowie Bereiche der südlichen Türkei beherrschte. Ob Abraham und seine Verwandtschaft wirklich um 2000 v. Chr. dabei war, soll hier nicht diskutiert werden; viel wichtiger ist, von seiner Bereitschaft zu reden, sich von seinem Vaterhaus zu lösen, sein Land aufzugeben und auf die wichtigen Verwandtschaftsbeziehungen zu verzichten. Er hatte Mut, seinen Glauben und seine Überzeugungen, die anders waren als die seiner Väter (Jos 24, 2.3.14), in einem fremden Land zu beweisen. Und Abraham ist es dabei gutgegangen.

Heute streben viele Menschen in unterschiedliche Himmelsrichtungen, jedoch ohne die Aufforderung Gottes, ihr Land zu verlassen, sondern um in einem fremden, neuen Land bessere Lebensbedingungen, bessere Ausbildungen für ihre Kinder zu erhalten und freier ihres Glaubens leben zu können. Es scheint aber, dass nur wenige den Mut haben, sich dem Neuen anzupassen und dennoch sie selbst zu bleiben.

Abraham errichtete ohne Scheu seinen Altar im alten kanaanäischen Kultplatz von Sichem bei dem Baumheiligtum, der Orakeleiche, und betete dort zu seinem Gott (1 Mo 12,6-9); später tat er dasselbe in Bethel und Ai. Auch in Kanaan blieb Abraham Abraham und hatte dennoch keine Probleme mit den Kanaanitern. Die Migration von Menschen unterschiedlicher Herkunft führt heute leider dazu, dass sie ethnische Kolonien auch in Deutschland bilden, um sich vor dem zu schützen, was sie eigentlich angestrebt hatten.

Wir gehen ...

Die Entscheidung, das Heimatland zu verlassen (Migrationsentscheidung), hat die vielfältigsten Auslöser. Geht es zunächst um ein besseres materielles Dasein im anderen Land, so erhofft man sich in einem Land wie Deutschland mit seinen Rechtsstrukturen, wozu eben auch die Religionsfreiheit gehört, eine Befreiung von eventuellen Repressalien wegen religiöser Anschauungen. Bei vielen Christen spielt bei der Entscheidung zu emigrieren die Hoffnung auf eine freie Religionsausübung eine hervorragende Rolle, ob sie nun aus dem östlichen Europa, dem Nahen und Mittleren Osten oder von anderen Erdteilen kommen. Während die Migration selbst mit Hilfe der modernen

Verkehrsmittel wenig oder keine Probleme bereitet, ist die „Einbettung“ – freundlich formuliert – in die neue Welt und Gesellschaft sehr schwierig, vor allem für Christen, die hierher mit Glaubensüberzeugungen und Glaubenserfahrungen kommen, die sie in ihrem vormaligen Heimatland gemacht haben, die aber hier nicht wiederholbar sind, oft nicht einmal verstanden werden. Wir gehen ... in ein Land, das Kanaan heißt – es ist aber nicht das himmlische.

Neue Freiheit ...?

Familie kann nerven und hinderlich sein. Weil Gott mit Abraham etwas Neues gestalten wollte, forderte er ihn auf, sich frei zu machen von den Familienbänden. Das war für die Familie Abrahams unverständlich. Aber damals wie heute ist – wenn auch weniger in der westlichen Welt – die hierarchische Familie eben auch oder sogar das Wichtigste, besonders unter Christen, weil sie ein biblisches und somit patriarchalisches Vorbild hat. Die Eltern überwachen das Leben der Kinder, auch der älteren, vor den Angriffen des Bösen. Spirituelle Erfahrungen werden häufig durch die Familienoberhäupter gelenkt und die Welt dort draußen wird als verlockend und daher als verführerisch zum Schlechten hin verteuelt.

In konservativ-christlichen Kreisen wird das Gesetz, das häufig in den Kirchen des alten Heimatlandes das Kreuz ersetzt hat, gegen Paulus als Maßstab des wahren Christseins gepredigt. Der Rechtsstaat, der alle Freiheiten – auch die Religionsfreiheit – in einem gewissen Rahmen gewährt, wird misstrauisch beäugt und die Meinungsvielfalt in Gesellschaft und Politik als – gelinde gesagt – irritierend empfunden. Es ist daher verständlich, wenn ein Christ, der an hierarchische Ordnungen im Haus und im ehemaligen (Unrechts-)Staatsgefüge gewöhnt war, sich nun in der Freiheit eines Rechtsstaates nicht recht wohlfühlt.

Mein Glaube – dein Glaube

Es ist aber keineswegs unehrenhaft oder unerlaubt, seine eigenen liebgewonnenen Werte und Glaubenspraktiken, die nicht notwendigerweise reaktionär-konservativ, sondern oftmals nur anders sind, in einem freiheitlichen Rechtsstaat zu leben. Man muss den Mut haben, wie Abraham seinen eigenen Altar auch dort zu errichten, wo man ihn setzen will. Diese Freiheit des Glaubens gibt es nicht überall in der Fremde, aber grundsätzlich in den westlichen Staaten, die einem humanistischen und christlichen Wertesystem folgen. Wer immer aber seinen Altar in der Freiheit baut, die ihm hier geschenkt wird, muss auch die Freiheit des Anderen akzeptieren.

Die sogenannte Absorption des Migranten – ein hässlicher Begriff der Sozial-

politik – bedeutet aber auch absolute Angleichung an die Werte der Gastgesellschaft. Hier hatte es Abraham besser. Die Stadtstaaten Palästinas waren seinerzeit ohnehin uneins und jeder verehrte seinen eigenen Stadtgott.

Andererseits bietet der Rechtsstaat nicht nur Religionsfreiheit, sondern im Großen und Ganzen auch eine Gleichbehandlung seiner Bürger bei deren Teilnahme und Teilhabe am politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben. Mein Leben ist somit auch mein Leben im Alltag meines Glaubens und dein Leben ist dein Leben im Alltag deines Glaubens. Die Selbstverantwortlichkeit ist nicht nur ein humanistisches Prinzip, sondern geht auf Christus zurück, der die Familienbände sprengte und das Individuum zur Freiheit der eigenen Entscheidung gerufen und berufen hat.

Ich lebe hier

Die andere Kultur, auch wenn es eine verwandte Kultur ist, bleibt vielleicht immer eine fremde. Die Akzeptanz der neuen Kultur und Gesellschaft, die man ersehnt hatte, entpuppt sich doch als etwas Fremdes, auch wenn man dieselbe Sprache spricht. Ein Problem, nicht das einzige, sei aber hier erwähnt als ein grundlegendes: Es ist die Freiheit des Individuums und die Erziehung der Kinder und Jugendlichen zu dieser Freiheit und zum Umgang mit ihr. Von der Wahl des Lebenspartners bis hin zum Autokauf ist es meine Entscheidung und nicht eine Entscheidung der Familie oder Großfamilie.

Christen und Andersgläubige aus Staaten, in denen das Staatsoberhaupt als „Vater“ gesehen wird – selbst in Europa gibt es diese Vorstellungen –, haben große Schwierigkeiten, wenn man ihnen auseinandersetzt, dass der „Vater“ nur ein Volksvertreter ist, der schleunigst abgewählt wird, wenn er seine Arbeit nicht macht. Das Höhere, auch das Religiöse, kann und darf bei kollektiv denkenden Menschen nicht hinterfragt oder gar angezweifelt werden, auch nicht, um einen besseren Standort zu finden. Die Individualisierung der Religion und die individualisierte politische Meinung verunsichert all jene Christen und Andersgläubige, die hier die Vielfalt der Meinungen vorfinden. Wenn aber Migranten sich hier einleben und integriert werden wollen, so gründet sich nachhaltige Integration auf die Akzeptanz der eigenen Person und der eigenen Religion. Das heißt also, dass der Migrant, der hier leben will und lebt, sich bewusst machen muss, dass er die hier vorgefundene Vielfalt bereichert, sie nicht bekämpft, sondern an ihr teilnimmt.

Für Christen und Muslime als gläubige Kinder der Religion Abrahams gilt, dass Abraham selbstbewusst genug war, in der Vielfalt der Lebensbezüge seiner Zeit zu leben, und er wurde so zum Vater aller Gläubigen und zum Segen der Völker. n

Engagement von türkeistämmigen Migrantinnen in Kreuzberg: Wer integriert wen?

von Ulrike Schultz

Ich finde, ich habe mich integriert, sei es jetzt sprachlich, kulturell, als auch von meiner Ausbildung. Ich habe Abitur gemacht, das Hochschulstudium abgeschlossen, was auch nicht unbedingt sehr normal ist in der türkischen Gesellschaft und für türkische Frauen. Nur nicht integriert mit meinem Aussehen. Natürlich trage ich normale Kleidung, aber auch mein Kopftuch und das ist Zeichen meines Glaubens. Sonst bin ich eigentlich in jeder Hinsicht integriert. Denke ich. Aber das reicht wohl nicht aus. (Filiz)¹.

Filiz ist eine junge Frau, die im Rahmen eines Forschungspraktikums von Soziologiestudentinnen an der Freien Universität Berlin² zum Thema ehrenamtliches Engagement interviewt wurde. Sie beschreibt in diesem Interview, wie sie sich in ihrem Stadtteil ehrenamtlich engagiert, wie sie anderen Migrantinnen bei Behördengängen hilft, kostenlosen Nachhilfeunterricht organisiert und wie sie versucht, zwischen „den Kulturen zu vermitteln“. In dem Interview berichtet sie aber auch darüber, dass sie keine Stelle als Ärztin finden kann, weil sie ein Kopftuch trägt. Sie erzählt von ihrem erfolgreich abgeschlossenen Medizinstudium, von ihrer Bereitschaft, sich in die Mehrheitsgesellschaft zu integrieren, und sie schließt das Interview mit dem Satz ab: „Aber das reicht wohl nicht aus“.

Filiz' Erzählung zeigt zweierlei. Auf der einen Seite engagieren sich Migrantinnen in vielfältiger Weise und zeigen sich häufig viel „integrationsbereiter“ als gemeinhin angenommen. Gleichzeitig stoßen sie dabei aber an Grenzen und Barrieren, die nicht nur wie im Fall von Filiz vom Arbeitsmarkt gesetzt werden, sondern auch mitten aus der Gesellschaft in Form von Zuschreibungen, Desinteresse und Vorurteilen kommen.

Auf diese beiden Aspekte, die in der Debatte um die Integration von Migrantinnen häufig unsichtbar bleiben, möchte ich in diesem Artikel eingehen. Ich beziehe mich dabei auf das bereits oben erwähnte Forschungspraktikum, in dessen Rahmen nicht nur 20 Interviews mit türkeistämmigen Migrantinnen im Wrangelkiez in Berlin-Kreuzberg durchgeführt und analysiert wurden, sondern darüber hinaus eine Reihe von Begegnungen zwischen Soziologiestudentinnen und mir, ihrer Dozentin, sowie türkeistämmigen Migrantinnen stattgefunden haben; ferner auf die Ergebnisse einer Reihe von Diplomarbeiten³

sowie auf meine persönlichen Erfahrungen, die ich innerhalb der letzten 26 Jahre, in denen ich mit meiner Familie in Berlin-Kreuzberg lebe, gewinnen konnte.

Migrantinnen als Brücke zwischen den „Kulturen“

Und ja. Religion! Da mach ich gerne ... spiel ich den Vermittler (schmunzelt) ... zwischen zwei ... zwischen den beiden Religionen oder auch den anderen. Wir gehen auch manchmal zu Kirchenbesuchen. Oder geh ich manchmal mit paar Deutschen in Moscheen und erläutere denen das. Weil wir versuchen halt, äh, die Zusammenhänge zwischen allen Religionen zu finden, damit man ... damit einige Vorurteile aus der Welt geschafft werden. Ja ... (Nurcan)



Viele der innerhalb des Forschungspraktikums befragten Frauen sehen es als ihre Aufgabe an, zwischen den Kulturen zu vermitteln, und nennen dies auch als Motivation für ihr gesellschaftliches Engagement. Sie bezeichnen sich als Brücke („Ich habe also eine Brücke gebildet, eine Brücke zwischen den beiden Kulturen“) oder als Vermittlerin, sehen sich dabei aber häufig in der Bringschuld – sie müssen den anderen ihre Kultur erklären. Für einige Frauen geht es gerade auch darum, Vorurteile gegen den Islam abzubauen. In diesem Zusammenhang verweisen sie häufig auf Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Moslems. Einige der von uns befragten Frauen sehen sich darüber hinaus auch als Vermittlerin von Integration in ihrer ethnischen Gemeinschaft. Sie motivieren z.B. andere Frauen, sich in der Schule zu engagieren, ihre Kinder zu unterstützen und z.B. den Elternabend zu besuchen.

Das Bedürfnis, zwischen den Religionen oder Kulturen zu vermitteln und Vorurteile und Ängste abzubauen, wird nicht nur als Motivation für gesellschaftliches Engage-



Dr. rer. pol. habil.
Ulrike Schultz lehrt
Entwicklungssoziologie
und -ökonomie an der
Theologischen
Hochschule Friedensau

ment genannt, sondern auch im Alltäglichen immer wieder geäußert. Als mein damals fünfjähriger Sohn sich mit Dilek, einem türkeistämmigen Mädchen aus seiner Kitagruppe, verabreden wollte, war die Antwort ihrer Mutter Aische: „Gern, er soll kommen. Dann kann er mich später fragen, warum ich ein Kopftuch trage, und ich kann es ihm erklären.“ Aisches Äußerung weist zudem daraufhin, dass viele Migrantinnen über ihre Lebenssituation, ihre Bewältigungsstrategien und Beweggründe sprechen wollen, diese Gelegenheit aber selten bekommen. Sie haben kein Sprachrohr, aber auch keine Zuhörer. Themen, über die gesprochen werden darf, werden von außen an sie herangetragen. Ein Ort, von dem aus sie sprechen können, wird ihnen versagt. Im Kontext der oben beschriebenen Episode wird dieser Ort in einen fünfjährigen Jungen projiziert.

Das Bedürfnis, sich mitzuteilen und den anderen Einblick in die eigene Lebenswelt zu gewähren, ist bei vielen Migrantinnen groß. So wurde es in der Grundschulklasse meines Sohnes zur Gewohnheit, sich einmal während des Fastenmonats Ramadan mit Eltern, Lehrerinnen und Lehrern und Kindern zum gemeinsamen Fastenbrechen in der Schule zu treffen. Die Initiative dazu ging von einigen türkeistämmigen Eltern aus, die damit uns (den deutschstämmigen Eltern) ihre Kultur und Religion näherbringen wollten. Das gemeinsame Fastenbrechen symbolisierte für die Elterngruppe Gemeinsamkeit und ein gelungenes Miteinander und wurde als Gegenmodell zu Erfahrungen konstruiert, die Eltern in anderen Klassen oder Kindergartengruppen gemacht hatten. Diese Gruppen erlebten die Beziehung von „deutschen“ und „türkischen“ Eltern eher als Gegeneinander aufgrund vorgenommener Zuschreibungen oder mangelnden Interesses von Seiten der jeweils anderen Elterngruppe.

Engagiert sein als Eltern

Und ich persönlich hatte ... also es hat mir immer leidgetan oder wehgetan, wenn meine Eltern immer die Ausrede hatten: Ja, warum sollen wir denn uns ... äh, zum Elternabend gehn? Wir verstehen doch sowieso nichts. Und ... na ja! Und das wollt ich halt meinen Kindern nicht antun. Und als mein Größter denn in der Schule angefangen hat, hab ich mich dann sofort bemerkbar gemacht und mittlerweile bin ich Elternvertreterin der Schule. (Nurcan)

Im Diskurs um Bildungsintegration türkeistämmiger Kinder wird häufig einseitig auf bestimmte Phänomene abgezielt und das Engagement vieler türkeistämmiger Eltern entweder übersehen oder als kontraproduktiv kritisiert. Türkeistämmige Eltern gelten allgemein als bildungsfern und als wenig interessiert am Schulerfolg ihrer Kinder. In den von uns geführten Interviews ergibt sich ein ganz anderes Bild. Zum einen äußert sich hier eine Gruppe von im gesellschaftlichen Leben engagierten Frauen, die sich meist aktiv für die Belange ihrer Kinder in der Schule einsetzen. Sie betonen dabei häufig, wie Nurcan, den Unterschied zwischen erster und zwei-

ter Generation von Einwanderern. Zum anderen gelingt es diesen Frauen, auch andere Migrantinnen zu mobilisieren und sie zur Teilhabe in der Institution Schule zu bewegen.

Die von uns interviewten Frauen kritisieren einerseits ihre Eltern, die es versäumt haben, „ihnen Rückendeckung zu geben“, räumen aber auch ein, dass es für ihre Eltern aufgrund von Sprachproblemen und institutionellen Hindernissen nicht möglich war, sich als Eltern in der Schule zu engagieren. Institutionelle Schranken sowie kulturalistische Zuschreibungen und Vorurteile bis hin zum offenen Rassismus erleben diese Frauen auch. Sie erwähnen dies zunächst meist ganz vorsichtig, da sie befürchten, den Rahmen des Interviews zu verlassen, und müssen häufig ermutigt werden, auf angedeutete Kränkungen und Zurückweisungen einzugehen.

Einige Frauen beschreiben auch ganz explizit Kulturalisierungen. Wenn ihre Kinder Probleme in der Schule haben, wird dies auf die andere „Kultur“ geschoben.

... aber das sind so, so offensichtliche Sachen, weißt du, wenn ich da hingehge und mit der Lehrerin spreche, dann kommt sie mir von wegen, ja, die Kinder sind kulturell anders erzogen und so, wie die sich verhalten, zwingt sich ja im Kopf dieser rechte Gedanke, und so 'ne Sachen. Wenn so 'ne Sprüche kommen, von den Lehrern, die die Kinder unterrichten, weißt du, dann, dann sträuben sich mir die Haare. Und dann kann man die Augen nicht darüber verschließen und sagen, nee, das gibt's nicht, das hab ich gemacht, zwei Jahre lang, aber dann wurde es mir richtig bewusst. (Fatma)

„Ich muss dir nicht gefallen lassen“: Engagement aufgrund von Diskriminierungserfahrungen

Wir gehören hierher und wir müssen uns auch bemerkbar machen. (Nurcan)

Die Erkenntnis Fatmas entspricht auch meinen Erfahrungen. Auf den unzähligen Elternabenden, die ich als Mutter von vier Kindern in Kreuzberg von 1989 bis heute besuchte, habe ich die erstaunlichsten Dinge über türkeistämmige Migrantinnen erfahren. Es fielen Äußerungen wie: „Türkische Eltern spielen nicht mit ihren Kindern“; „Türkische Eltern sind zu ehrgeizig, sie setzen ihre Kinder unter Druck“ oder „Türkische Eltern ziehen kleine Machos heran.“ Nur selten habe ich erlebt, dass sich türkeistämmige Eltern zu Wort melden und ihre Stimme gegen die vorgenommenen Zuschreibungen erheben. Integration bedeutet in diesem Kontext, sich an die Vorgaben der Schule anzupassen – und nicht den sozialen Raum Schule mitzugestalten und die eigenen Interessen und Sichtweisen einzubringen.

Nur wenige Frauen betonen explizit ihr Recht auf Teilhabe in dieser Gesellschaft. Was für andere gesellschaftliche Gruppen selbstverständlich ist, wird im derzeitigen Diskurs um Integration von Migrantinnen hintenangestellt. Integration bedeutet im

derzeitigen Verständnis nicht nur, sich an eine unterstellte Leitkultur anzupassen, sondern auch die eigene Position aufzubauen. Viele Migrantinnen ziehen sich auch deshalb aus der Mehrheitsgesellschaft zurück, weil sie keine Möglichkeit sehen, sich in dieser selbst zu verwirklichen und Gehör zu verschaffen. Für Nurcan dagegen bedeutet „dazugehören“ auch, sich bemerkbar zu machen. Bemerkbar machen heißt für sie nicht nur, ihre Interessen zu vertreten, sondern auch auf andere zuzugehen und sich gegen vorgenommene Zuschreibungen zu wehren. Nurcan erzählt:

Manchmal wenn man ... wenn auf der Straße blöd angeguckt wird, angemacht wird oder „Was sucht ihr hier? Geht nach Hause.“ Solche Sprüche und da geh ich einfach auf die Leute zu und sage: „Hey! Was soll denn das? Warum sagst du das? Kennst du uns denn überhaupt?“ Ja und dann unterhalten wir uns eine Weile (schmunzelt) und dann heißt es: „Ja, Sie hab ich ja gar nicht gemeint. Sie sind ja sowieso eine Ausnahme.“ Ja, warum soll ich sowieso eine Ausnahme sein? Der Mann, der kennt mich doch gar nicht. (Nurcan)

„Wer integriert wen?“

Die von uns durchgeführten Interviews zeigen einerseits, dass sich viele Migrantinnen engagieren, andererseits aber auch, dass sie den Integrationsdiskurs verinnerlicht haben. Für sie ist Integration die Messlatte, an der sie nicht nur ihr Engagement, sondern ihre ganze Biographie messen. Sie stoßen dabei auf viele Hindernisse, wie z.B. im Fall von Filiz durch das Tragen eines Kopftuchs, oder auf ein Umfeld wie z.B. in Schulen, in der ihr „Türkischsein“ immer im Mittelpunkt steht. Integration als Konzept wird sich jedoch auch von den Migrantinnen angeeignet; sie versuchen sich Gehör zu verschaffen und berufen sich dabei nicht auf ihr Anderssein, sondern auf ihr Zugehörigsein. Sie versuchen auch, andere in ihre Lebenswelt zu integrieren, ihnen diese näherzubringen und damit „ein Brücke“ nicht nur zwischen „Kulturen“ und Religionen, sondern zwischen Menschen zu bauen. In einem abschließenden Treffen mit den von uns interviewten Frauen, in dem wir unsere Ergebnisse vorstellten, fragte eine der FU-Studentinnen: „Wer integriert eigentlich wen?“

¹ Namen wurden geändert.

² Innerhalb des Forschungspraktikums zum Thema „Engagement von muslimischen Frauen“ führten 20 Studentinnen im Frühjahr und Sommer 2005 insgesamt 18 Interviews mit türkeistämmigen freiwillig engagierten Frauen. Die Mehrzahl dieser Frauen ist im Wrangelkiez engagiert und wohnt auch dort; es wurden aber auch einige in anderen Stadtteilen wohnende und/oder engagierte Frauen interviewt.

³ In diesen von mir betreuten Diplomarbeiten wurden z.B. folgende Themen behandelt: Interethnische Freundschaften, Heiratsarrangement, Elternarbeit an einer Neuköllner Grundschule und Religiosität von Migrantinnen der zweiten Generation.

„Integration bedeutet für mich nicht nur Arbeit finden ...“

© ALEXANDER WANDY - FOTOLIA.COM

Bianca Zimmer
im Gespräch mit
Jana Kaufmann

An einem verregneten Mittwochmorgen treffe ich Jana Kaufmann in einem norddeutschen Backsteingebäude in Burg, der Kreisstadt des Landkreises Jerichower Land, in dem auch Friedensau liegt.

Diese kleine Stadt mit knapp 25.000 Einwohnern taucht hin und wieder auch in bundesdeutschen Medien auf – dann allerdings in unangenehmen Zusammenhängen. Es scheint eine gewisse Rechtsaffinität bei einem Teil der Einwohner zu geben. Rechtsextreme Gedanken ziehen sich an manchen Stellen wie schmutzige Gemälde durch die Stadt. Immer mal wieder entdeckt man auch ans Bahnhofsgebäude gesprühte „braune Gedanken“.

Jana Kaufmann ist seit September 2009 Integrationslotsin in Burg. Sie studierte sechs Jahre lang an der Theologischen Hochschule Friedensau und erwarb einen Bachelor in Sozialer Arbeit und einen Master in Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Als Integrationslotsin fungiert sie nun als Bindeglied zwischen Migrant(inn)en und dem gesellschaftlichen Leben der Stadt Burg. Ihr Arbeitgeber ist eine evangelische Kirchengemeinde. Nach einem herzlichen Empfang in ihrem hellen Büro setzen wir uns bei einer Tasse Tee zusammen und unterhalten uns über ihre Arbeit.

Jana, was genau sind Ihre Aufgaben als Integrationslotsin?

Zu meinen sichtbarsten Aufgaben gehört die „Interkulturelle Woche“ in der Stadt Burg. Das ist eine Woche mit vielen Veranstaltungen, die Verständnis und Toleranz für die verschiedenen Kulturen und Nationalitäten fördern soll. Gerade bei Migrant(inn)en ist die persönliche Beziehung noch wichtiger als bei Deutschen, weil sie oft aus einem Hintergrund kommen, wo Gemeinschaft einen höheren Wert hat als bei uns. Dann reicht es nicht zu wissen, dass dienstags um 17 Uhr Sport ist. Sondern man muss mit der Trainerin vorher schon mal einen Tee getrunken haben, sonst findet man nicht zueinander. Ich versuche, die Menschen zu verbinden und Schnittstellen zu finden. Zudem biete ich

Beratung an, bei welchen Ansprechpartnern in Burg die Migrant(inn)en Unterstützung bekommen. Wo gibt es Informationen über Wohnungen, Anträge ans Sozialamt oder Unterstützung für Bewerbungen?

Ein anderes Ziel ist, Migrant(inn)en aus Burg den Kontakt zur Migrantenselbstorganisation Sachsen-Anhalt zu ermöglichen. Wenn die Menschen mit Migrationshintergrund sich als feste Gruppe verbünden würden, könnten sie für ihre Interessen mehr erreichen.

Immer wieder gehe ich mit einem Kollegen auch zu Schulklassen, um über Rassismus aufzuklären. Wir möchten den Schülerinnen und Schülern verdeutlichen, was sie verpassen, wenn sie nichts mit Menschen mit Migrationshintergrund oder Andersdenkenden zu tun haben möchten.

Neben dieser Arbeit als Integrationslotsin zählt die Leitung eines „Kinderclubs International“ zu meinen Aufgaben.

Haben Sie selber einen Migrationshintergrund?

Nein, aber ich habe kleine Migrationserfahrungen. Nach dem Abitur habe ich ein Soziales Jahr in Rumänien gemacht. Ich spürte, wie es ist, in einem fremden Land zu leben. Zum Beispiel gibt es in Rumänien noch die Begrüßungsart, dass Männer Frauen einen Handkuss andeuten. Das hat mich am Anfang ziemlich verwirrt.

Die Erfahrungen in Rumänien haben mich sensibel für kulturelle Unterschiede in Deutschland gemacht, z.B. Offenheit der Rheinländer vs. Verschlossenheit der Norddeutschen. Nicht alles, was ich normal finde, müssen auch andere normal finden. Jeder ist anders. Das gilt für Essen, Begrüßungsformen, Rituale, Bekleidung, Sichtweisen auf Politik und natürlich nicht zuletzt für religiöse Fragen.

Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat das Programm „VIELFALT TUT GUT“ auf den Weg gebracht. Dieses Programm will den Problemen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlich-

keit und Antisemitismus entgegen- und für vielfältiges kulturelles und soziales Leben wirken.

Jana, im Zusammenhang mit diesem Programm steht auch Ihre Arbeit als Integrationslotsin. Was sind die Ziele und an wen genau richtet sich das Programm „VIELFALT TUT GUT“?

Die Hauptziele des Programms sind die Stärkung der Zivilgesellschaft, die Vermittlung demokratischer Werte wie Toleranz und Menschenwürde, die Bekämpfung des Extremismus in jeder Form und die Verbesserung des interkulturellen Verständnisses.

Das Programm richtet sich zunächst an die Kommunen. Diese vergeben Fördermittel für eigenständige Präventionsprojekte. In Burg haben wir dazu einen „Lokalen Aktionsplan“ mit folgenden Zielen entwickelt:

- Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung für gesellschaftliche Probleme und Konflikte
- Motivierung und Mobilisierung von bürgerschaftlichem Engagement und Zivilcourage
- Möglichkeiten und Orte schaffen, an denen interkultureller Dialog und Vielfalt als Bereicherung gelebt werden können
- Entwicklung von Integrations- und Unterstützungsangeboten für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund und ihre Familien

Auf welche Art und Weise will der Lokale Aktionsplan diese Ziele konkret erreichen?

Es gibt verschiedene Angebote. Zum einen Informations- und Beratungsangebote, aber auch z.B. sport- und erlebnispädagogische Angebote für rechtsaffine Jugendliche, einen „Runden Tisch gegen Rechts – für Toleranz und Menschlichkeit“ sowie öffentliche Veranstaltungen wie die Interkulturelle Woche. Solche Feste und große Veranstaltungen haben den Effekt, dass Menschen mit Migrationshintergrund sich und ihre kulturellen Besonderheiten zeigen können und dafür Anerkennung bekommen. Ein zweiter Effekt ist, dass Bürgerinnen und Bürger damit für sie Neues kennen- und schätzen lernen. Im „Kinderclub International“ treffen sich Kinder mit italienischem, türkischem, kurdischem, russischem, irakischem, angolanischem, chinesischem und deutschem Familienhintergrund. Sie spielen, essen, streiten und versöhnen sich manchmal auch wieder. Auch im Kinderclub merken wir, dass wir unterschiedlich sind. Zum Beispiel erklärte mir einer der älteren Jungen, dass es für ihn wichtig ist, dass die jüngeren Kinder vor den älteren Respekt haben. So wichtig, dass er es angemessen findet, diesen Wert mit körperlicher Gewalt durchzusetzen. Wir diskutierten eine ganze Weile und suchten nach anderen Wegen, um respektvoll und für alle fair den Nachmittag verbringen zu können. Immer wieder müssen wir Konfliktlösungsstrategien finden, die für alle fair sind. Und wir möchten vermitteln, dass jeder Einzelne willkommen ist. Erst die Vielfalt an Kindern macht unseren Kinderclub so schön. Deswegen sind wir auch

ein interkulturelles und interreligiöses Mitarbeiterteam. Eine unserer Kolleginnen ist eine in Syrien ausgebildete Erzieherin und gläubige Muslima. Es bereichert uns sehr, zusammen zu arbeiten.

Und warum ist ein solches Projekt in einer Stadt wie Burg, wo der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund eher gering ist, überhaupt wichtig?

Der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund beträgt in Burg 1,9%.

Gerade weil es so wenige sind, ist interkulturelle Arbeit so wichtig. Die Menschen in Burg haben weniger Kontakt mit Migrant(inn)en, dadurch können sich Vorurteile viel leichter im Kopf ausbreiten und werden nicht durch persönliche Begegnungen ausgeglichen. Meine Vorgängerin Tatjana Gütler initiierte beispielsweise monatlich internationale kulinarische Abende. Die waren jeweils einem Land oder einer Kultur zugeordnet, wie z.B. der kurdischen, litauischen, angolischen oder französischen. Neben ausgiebigem Essen und Trinken gab es noch kulturelle Darbietungen oder gemeinsames Tanzen. Über so grundsätzliche Dinge wie Essen, Trinken und Feiern kann man meiner Meinung nach Menschen ganz gut erreichen und ihre Herzen öffnen.

Nun haben wir schon eine ganze Menge über Ihre Arbeit gesprochen. Sagen Sie, inwieweit ist dieses ganze Projekt Ihrer Einschätzung nach erfolgreich?

Ich sehe auf jeden Fall eine positive Entwicklung darin, dass ein Großteil der Migranten räumlich nicht mehr so abgeschieden ist. Bis vor einigen Jahren wohnten sie in einer Gemeinschaftsunterkunft am Rande der Stadt und waren somit auf eine gewisse Art unsichtbar. Mittlerweile wohnen die meisten Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund in der Stadt, neben deutschen Nachbarn.

Außerdem ist das Thema Migration in Burg mehr im Bewusstsein der Gesellschaft, beispielsweise indem in der Zeitung Themen mit Migrationsbezug präsentiert sind als vor dem Lokalen Aktionsplan. Die Interkulturelle Woche hat auch offene Herzen und Türen gefunden.

Zum Abschluss noch die Frage: Was bedeutet Integration Ihrer Meinung nach?

Nun, Integration bedeutet für mich auf jeden Fall nicht nur Arbeit finden, sondern viel mehr.

Integration bedeutet für mich, dass sich sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf persönlicher Ebene zwei Seiten aufeinander zu bewegen und dann etwas Neues daraus entsteht, was es vorher nicht gab. Die Migrant(inn)en lernen eine neue Sprache, lernen neue Menschen kennen und fragen sich, warum die Deutschen so denken und diese Feste feiern. Genau so viel Offenheit und Interesse wünsche ich mir auch von den Deutschen. n

Alumnitreffen in Friedensau

Vom 28.-30. Mai fand in Friedensau das diesjährige Alumnitreffen statt. Ehemalige Studenten, die seit 1992 an der Hochschule ihre Studienabschlüsse erhalten hatten, trafen sich, um ihre ehemaligen Kommilitonen und Dozenten wiederzusehen. Natürlich wollten sie auch sehen, wie der Campus sich entwickelt und welche Studienangebote die Hochschule jetzt im Programm hat.

Wer am Freitagabend rechtzeitig nach Friedensau kommen konnte, war eingeladen, am letzten Abend der Besinnungswoche teil zu nehmen. Dittmar Dost, Chaplain der Hochschule, gestaltete die Woche unter dem Thema „Faithbook“. Das gleiche Motto galt auch für den Gottesdienst und die Predigt am Sabbat in der Aula. Wer den Gottesdienst in der Kapelle besuchte, erlebte Gemeinschaft

und eine Predigt des Rektors, Prof. Gerhardt, unter dem interessanten Gedanken: „Morgen war alles ganz anders – von Erinnern und Erinnertwerden.“

Nach dem Mittagessen zeigte der Kanzler, was sich im letzten Jahr auf dem Gelände verändert hat, u.a. die Fertigstellung der Lehrräume im Erdgeschoss des Otto-Lüpke-Hauses. Mancher fand sich mit den Namen der Gebäude nicht zurecht und sprach in diesem Fall lieber noch von der Alten Schule.

Nach vielen Gesprächsmöglichkeiten am Nachmittag – bei wunderschönem Sonnenschein – lud der Rektor am Abend alle Alumni, das Kollegium und die Studenten zu einem Empfang der Hochschule ein. Das Besondere: Dieser Abend fand in der „Festscheune“ statt. Die große



Dass der Rektor nicht nur eine Hochschule lenken kann, stellte er auf dem Hochrad unter Beweis

Fotos: Aila Stammler



Das rustikale und stimmungsvolle Ambiente der Festscheune trug auch zum Gelingen des Abends bei



Johannes Hartlapp und László Szabó bei der Begrüßung



Die „Söhne Möckerns“ sorgten für die musikalische Unterhaltung

Johannes Hartlapp n

Scheune, ein Bestandteil des alten Mühlenhofes, existierte schon, als das Anwesen „Klappmühle“ 1899 von den deutschen Adventisten erworben wurde. Dieses alte Gebäude war in den letzten Monaten einer Grundsanierung unterzogen worden und kann nun für vielfältige Zwecke genutzt werden. Beim gemeinsamen Grillen und Essen war die Gemeinschaft zwischen alten und neuen Studenten schnell gefunden. Der Rektor zeigte in einer kurzen Ansprache den gegenwärtigen Stand und die Perspektiven der Hochschule auf.

Am Sonntag fand ein Informationsaustausch mit den Fachbereichen statt, durch den die Hochschule einen interessanten Eindruck von den Tätigkeitsfeldern der Alumni erhielt und die Anwesenden über aktuelle Projekte und Entwicklungen in den Fachbereichen informieren konnte.

Das Fazit dieses Tages war, dass sowohl die ehemaligen Studierenden als auch die Hochschule an einem stärkeren Informationsaustausch interessiert sind und dafür Möglichkeiten schaffen wollen.

Das Boot – Ein hölzerner Kahn aus der Zeit Jesu taucht auf



Fischer am See Genezareth; Ende 19. Jh./Quelle: http://creationwiki.org/pool/images/8/87/Sea_of_Galilee_fishermen.jpg



1:1-Modell des Bootes/© www.HolyLandPhotos.org

Archäologie

Es ist das Jahr 1986. Seit einiger Zeit herrscht eine ungewöhnliche Trockenheit. In den vergangenen Monaten ist kaum Niederschlag gefallen. Überall entlang des Jordans und um den See Genezareth herum werden Motorpumpen aufgestellt, um das kostbare Nass aus dem Fluss und dem See auf die Felder zu pumpen. Der Wasserspiegel des Sees sinkt deutlich; immer mehr Uferbereiche trocknen ab und werden sichtbar. Zwei Brüder – Moshe und Yuval Lufan –, die im Kibbutz Ginosar unweit des kleinen Städtchens Migdal am nordwestlichen Ufer des Sees leben, untersuchen einen bestimmten Abschnitt des Seeufers. Gestern hatten sie dort einige antike Eisennägel und Bronzemünzen gefunden. Vielleicht gibt es ja auch heute etwas zu entdecken.

Plötzlich sehen sie den ovalen Umriss eines Bootes im Uferschlamm, dort, wo gewöhnlich das Wasser fast mannhoch steht. Sie sind sich nicht sicher, ob es sich um ein modernes oder gar ein antikes Boot handelt. Deshalb informieren sie die lokale Behörde der Altertümer-Verwaltung Israels. Schnell wird klar, dass es sich um ein antikes Boot handeln muss.

Als problematisch stellte sich die Bergung dieses Fundes dar. Wie sollte man den Schiffskörper anheben, ohne ihn zu zerstören? Die Fachleute hatten festgestellt, dass der Kahn nach so vielen Jahrhunderten eine Konsistenz aufwies, die einem Käse vergleichbar war. Er würde sofort auseinanderfallen, sobald man ihn anheben würde. Schließlich wurde das Boot mit einem Kokon aus Fiberglas und Polyurethanharz umgeben. Dann grub man einen Kanal in den Uferschlamm, um das Boot in einem Stück in offenes Wasser und an eine geeignete Stelle an das Ufer treiben zu können. Von dort wurde es mit einem großen Kran an das Ufer in einen speziellen Tank gehievt. Dieser Tank wurde mit einer Polyäthylenglykol-Lösung gefüllt, deren Konzentration in jedem Jahr gesteigert wurde. Diese Lösung sollte in das Holz eindringen und das Wasser in den Zellen ersetzen. Es dauerte elf Jahre, bis das Boot so weit präserviert worden war, dass man es sicher ausstellen konnte.

Spezialisten, die das Boot untersuchten, stellten fest, dass es von einem Meister sei-

nes Fachs gebaut worden war. Wahrscheinlich hatte er seine Ausbildung an der Mittelmeerküste bekommen, oder er war bei jemandem in die Lehre gegangen, der seine Kenntnisse von dort mitgebracht hatte. Der Bootsbauer verbaute vornehmlich Zedern- und Eichenholz; darüber hinaus fanden sich Reste von Pinie, Weißdorn, Weide und anderen Hölzern. Das Boot war verschiedene Male repariert worden; einige der Holzteile zeigten Spuren von Sekundärgebrauch. Vermutlich war das Boot außer Dienst gestellt worden; seine brauchbaren Teile wie Mast und andere wurden in anderen Kähnen weiter verwendet. Radiokarbon-Untersuchungen datierten das Boot ca. 120 v. Chr. bis 40 n. Chr.

Das im Uferschlamm entdeckte Boot wies Reste eines Mastschuhs auf: Es wurde bei Wind von einem Segel vorangetrieben; für die Flaute waren Ruder vorhanden. Am Heck des Schiffes befand sich eine Plattform oder ein Deck, möglicherweise auch am Bug. Normalerweise war ein solches Boot mit vier Rudern und einem Mann am Steuerruder besetzt; es gibt jedoch verschiedene historische Dokumente, die darauf schließen lassen, dass bis zu 15 Männer in einem solchen Boot unterwegs auf dem See waren.

Der See Genezareth spielt eine prominente Rolle in den Evangelien des Neuen Testaments. Galiläa war die Heimat Jesu und der Jünger. Viele dieser Jünger waren von Beruf Fischer. Als Jesus zwei Brüderpaare (Simon und Andreas/Jakobus und Johannes) in seine Nachfolge beruft, sind die gerade dabei, ihrem Beruf als Fischer nachzugehen (Mk 1,16-20): „Als er aber



Restaurierte Reste des Bootes im Kibbutz Ginosar/Quelle: www.panoramio.com/photo/908003

am Galiläischen Meer entlangging, sah er Simon und Andreas, Simons Bruder, wie sie ihre Netze ins Meer warfen; denn sie waren Fischer. Und Jesus sprach zu ihnen: Folgt mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen! Sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach. Und als er ein wenig weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, seinen Bruder, wie sie im Boot die Netze flickten. Und alsbald rief er sie, und sie ließen ihren Vater Zebedäus im Boot mit den Tagelöhnern und folgten ihm nach.“

Immer wieder kam es vor, dass sich große Menschenmengen ansammelten, wenn Jesus predigte. Dann nutzte Jesus ein Boot als Plattform, um zu ihnen zu sprechen (Mk 4,1): „Und er fing abermals an, am See zu lehren. Und es versammelte sich eine sehr große Menge bei ihm, so dass er in ein Boot steigen musste, das im Wasser lag; er setzte sich, und alles Volk stand auf dem Lande am See.“

Einmal überquerte Jesus mit seinen Jüngern den See, als ein furchtlicher Sturm losbrach. Die Jünger erschreckten und waren sehr verängstigt, während Jesus im Heck des Schiffes (auf der Plattform) schlief (Mk 4,35-39): „Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Lasst uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlugen in das Boot, so dass das Boot schon voll wurde. Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich, und es entstand eine große Stille.“

Das Boot kann in einem kleinen Museum am Ufer des Sees Genezareth beim Kibbutz Ginosar besichtigt werden.

Friedbert Ninow n



Die Predigtwerkstatt

eine Predigtidee von Johann Gerhardt (Nr. 47)

Zur Erinnerung:

„Morgen war alles ganz anders!“

Predigttext: 1 Kor 15,1 und 2 Ptr 1,12.13

Einleitung:

Die Suche nach Vergewisserung und Verstetigung in offenem Lebensentwurf ist eine Aufgabe für jedermann in der gegenwärtigen Zeit.

Beispiel: gegenwärtige Lage der jungen Menschen – Bildungsprekariat, Chancenungleichheit usw. Eigene Lösungen oft im Rückgriff auf eigene Erinnerung: Das kennen wir. Erzählen von früher. Das kann spannend sein – oder langweilig.

I. Sich erinnern

- als Weg der Vergewisserung

Sich erinnern an

- Familie
- Freunde
- Erfahrungen
- Streiche der Jugend

Wir sind aus Erinnerungen gebildet

- unbewusst vorgeburtlich
- alle Reize und Informationen sind gespeichert
- auch Sucht, Schmerz – Erinnerung der Zellen
- daraus formen sich Gewohnheit, Charakter, Lebensentwurf
- im Alter Leben nur noch aus der Erinnerung

Erinnerung gibt Kraft, Mut, Verstetigung für heute. Zeichen der Erinnerung: Feste der Familie, Hochzeitstag, Goldene Hochzeit

Dann gilt der Satz: „Wir haben für die Zukunft nichts zu befürchten, es sei denn wir vergäßen, wie Gott uns in der Vergangenheit geführt hat.“ (EGW)

- als Weg der Verunsicherung

Sich erinnern an

- Schmerz der Erfahrung, zerbrochene Liebe
- Trauer über Verlust
- Schuld oder Versagen
- abgelehnt, verspottet, missbraucht
- Trauma der Erinnerung

Manche Erinnerung ist so schrecklich, dass sie in Eis gepackt ist. Immer wieder neues Eis, damit ja nichts auftaucht. Psychotherapeutische Praxen sind voll davon.

Weil das so ist, weil die positive Erinnerung nicht über den Tod trägt, weil die negative das Leben schwer macht, brauchen wir eine Erinnerung, die über das subjektive Erleben hinaussteigt.

II. Erinnern an das Evangelium

Paulus: 1 Kor 15,1
Petrus: 2 Ptr 1,12.13

Erinnert werden an den großen biblischen Zusammenhang: Die Wolke von Zeugen. Antworten auf Fragen, die ich mir selbst nicht geben kann. Erinnerung an das Evangelium greift weit hinter meinen Erinnerungshorizont. Mich einbinden in das, was wir Geschichte nennen, Kultur, Urfahrung. Niedergelegt in alten Erzählungen, Märchen, Mythen, Bekenntnissen – für uns in der Bibel, im Evangelium von Jesus Christus.

Wir suchen Antwort auf die großen Fragen:

- Wo komme ich her?
- Wo gehe ich hin?
- Wie lebe ich?
- Wer ist Gott?
- Was ist das mit der Welt?
- Und was soll Gemeinde?

Paulus greift zurück: „Ich erinnere euch an das Evangelium, obwohl ihr's wisst.“

Petrus: „Ich höre nicht auf, euch zu erinnern.“

Warum?

- weil unsere Erinnerung zu schwach ist
- Erfahrung zu kurz (Eliä)
- Lebensumstände bedrängend (Krankheit lebensbedrohend)
- Leben endlich (wir stehen um den Sarg)
- weil das Evangelium Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umschließt

Die junge Gemeinde in Korinth steht vor der Frage nach dem Tod, denn Jesus war noch nicht wiedergekommen und etliche aus den Reihen der Gläubigen waren gestorben:

- „Wie sagen etliche unter euch, es gibt keine Auferstehung? Ich erinnere euch an das Evangelium von der Auferstehung Jesu.“

Paulus beantwortet nicht alle Fragen über die Auferstehung, aber die Frage nach der Bedeutung der Auferstehung Jesu für das eigene Glauben und Leben.

Unsere Gemeinden würde Paulus sagen wie den Galatern, Kolosern, Ephesern:

- Wie sagen etliche unter euch, ihr müsst euch die Annahme durch Gott verdienen? Ich erinnere euch an das Evangelium.
- Wie sagen etliche unter euch, die Welt ist vom Teufel? Ich erinnere euch an das Evangelium.
- Wie sagen etliche unter euch, ich packe es nicht? Ich erinnere euch an das Evangelium.
- Wie sagen etliche unter euch, dies sollst du nicht anfassen, dies nicht essen? Ich erinnere euch an das Evangelium.

Das Evangelium erinnert uns an Wirklichkeiten, die größer sind als unsere Erinnerung:

- Es erinnert uns an uns selbst: Wir gehören zu Gott.
- Es erinnert uns an den anderen. Nehmet einander an (versöhnte Verschiedenheit, Milieus).
- Es erinnert an die Welt (Ziel von Gottes Liebe).

So feiern wir heute Gottesdienst. Als Zeichen der Erinnerung.

Wir lassen uns erinnern.

Wie die Mahnmale der Geschichte wichtig sind, so auch die der Geschichte mit Gott.

Lied, Gebet, Bekenntnis. Abendmahl, Pfingsten.

Schluss:

Morgen war alles anders. Alles ist im Fluss. Das Leben ist und bleibt ungewiss, spannend, unberechenbar.

Wir pflegen eine Erinnerungskultur: Wir erinnern uns. Noch wichtiger: Wir pflegen eine Kultur, uns erinnern zu lassen.

- damit schmerzliche Erinnerungen heilen
- damit die Zukunft verheißungsvoll erscheint
- damit wir die Gegenwart gestalten können

Johann Gerhardt n

Glaube und Marktwirtschaft

von Roland Nickel



Stichwort: ÖL

Heute Morgen (30.05.2010) habe ich in den Nachrichten gehört, dass der sogenannte „Top Kill“ gescheitert ist.¹ Der Leser dieser Zeilen wird wissen, ob es in der Zwischenzeit gelungen ist, das Leck im Bohrloch in 1.500 m Tiefe vor der Küste der USA zu schließen. Wie ohnmächtig stehen Politik und Industrie vor dem auslaufenden Öl und müssen der Mega-Katastrophe ihren Lauf lassen. Wie in Goethes Zauberlehrling sind die Risiken der modernen Technik nicht zu kontrollieren. Aber Öl ist das Lebenselixier für den Wohlstand. Wir brauchen es wie ein Fisch das Wasser. Der Umweltparte Ernst Ulrich von Weizsäcker behauptet sogar, dass „der Ausstoß von Kohlendioxid weltweit als einer der zuverlässigsten Wohlstandsindikatoren“ gilt. Es müsse deshalb die Abkoppelung des Wohlstands von den CO2-Emissionen organisiert werden.² Im Durchschnitt verbraucht jeder Einwohner der USA ca. 25,16 Barrel Öl pro Jahr, in China sind es 2,14 und in Indien 0,94 Barrel pro Jahr (in Deutschland 11,89).³ Bedenkt man, dass diese bevölkerungsreichsten Länder der Welt mit Macht das Wohlstandsniveau des Westens anstreben, können wir uns ausmalen, was das für den Energieverbrauch in Zukunft bedeutet. Es wird vorausgesagt, dass die Erdölvorräte auf dieser Welt nur noch ca. 40 Jahre reichen würden.⁴ So unsicher diese Zahlen auch sein mögen, sie zeigen deutlich: Fossile Energie ist endlich. Die jährliche Ölfördermenge hat ihre Spitze vor einigen Jahren bereits erreicht, der Verbrauch steigt weiter, die Ausbeutung von Reserven, besonders der im Ölsand liegenden, wird sehr aufwendig.

Wohlstand mehrten oder mindestens halten für viele Menschen dieser Welt, das kann nicht gutgehen. Der Preis ist die „rigorose Ausbeutung der Natur, ohne Rechenschaft darüber, was geschehen soll, wenn nach und nach wichtige Rohstoffe und Energieträger zur Neige gehen; [und die] bedenkenlose Befrachtung der Umwelt mit den Schadstoffen industriellen Wirtschaftens ohne klare Vorstellung von dessen Folgen.“⁵

Ich bin als Wohlstandskind aufgewach-

sen, mein Vater wollte, dass es mir besser ginge als ihm. Er hat das erreicht. Ich gehöre nicht zu den Reichen unserer Gesellschaft, aber mein bescheidener Wohlstand hat sich immer verbessert: bessere Autos, neue Elektrogeräte, größere Wohnung, Ersatzbeschaffung meines Hab und Gut in immer kürzeren Zeiträumen – und in der Summe mehr Energieverbrauch. Dieses „Immer-mehr-Denken“ habe ich mit der Muttermilch aufgesogen. Ich hätte Schwierigkeiten damit, mein Wohlstandsniveau zu senken, ein „downshifting“ in meinem Leben vorzunehmen. Aber es bleibt keine Alternative. Meinhard Miegel, Publizist und Sozialwissenschaftler, macht deutlich, dass wir mit dem auskommen müssen, was wir erwirtschaften, „und zwar ohne Ausbeutung von Mensch, Umwelt, Natur und Zukunft. Das dann erwirtschaftete wird nicht wenig sein. Aber es wird weniger sein, als viele heute gewohnt sind.“ Und der Volkswirt Niko Paech bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „Eine Überwindung der Wachstumslogik bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung des bisherigen Wohlstands- und Versorgungsmodells ist undenkbar!“⁶

Und dieses Umdenken bedeutet einen Paradigmenwechsel im Denken und Lebensstil. Weg von Wohlstandsmehrung und Wachstumszwang hin zu Entschleunigung, Nachhaltigkeit und Vereinfachung des Lebens. Das könnte der Verzicht und die Aufgabe von Dingen sein, die unser Leben bequem machen, die wir nicht missen möchten. Ob das in großem Stile möglich ist? Jesus war radikal, wenn es um Lebensveränderung geht. Er fordert einen Reichen auf: „Geh und verkaufe alles, was du hast, und gib das Geld den Armen, dann wirst du einen Schatz im Himmel haben. Danach komm und folge mir nach.“ (Mk 10,21) Nicht ein wenig Lebensveränderung oder das Halten eines weiteren Gebotes fordert Jesus hier, sondern eine grundlegende Neuausrichtung des Denkens und Lebens, mit dem Ziel, das ewige Leben zu erlangen. Möglicherweise ist eine solche Haltung auch notwendig, wenn es darum geht, mit den Ressourcen dieser Welt verantwortlich umzu-

gehen. Manchmal helfen kleine Veränderungen nicht weiter: ein paar Kilometer weniger mit dem Auto fahren, den Stromverbrauch etwas reduzieren oder Haushaltsgeräte mit dem „Öko-Siegel“ kaufen. Vielleicht ist es notwendig, das eigene Leben radikaler umzustellen, um den persönlichen Barrel-Verbrauch zu senken. Es gilt auch für heute: Nicht die Bindung an Reichtum, Wohlstand oder die Bequemlichkeiten der westlichen Welt soll das Leben ausmachen, sondern die Nachfolge Christi, die frei macht von dem, was belastet. n

¹ <http://www.tagesschau.de/ausland/oe1182.html> (30.05.2010).

² Ernst Ulrich von Weizsäcker in: DIE ZEIT, Energie muss teurer werden, Ausgabe Nr. 22 vom 27.05.2010, Seite 28.

³ <http://www.welt-in-zahlen.de/laendervergleich.phtml?indicator=94> (30.05.2009). Ein Barrel sind ca. 159 Liter.

⁴ www.wikipedia.de Stichwort: Erdöl/Tabellen und Grafiken (30.05.2010).

⁵ Meinhard Miegel, Es wird eng, in: DIE ZEIT, Ausgabe Nr. 18 vom 29.04.2010, Seite 15.

⁶ Niko Paech, Wege aus der Wachstumsspirale, Vortrag auf der Tagung „Christen scheren aus dem gegenwärtigen Finanzsystem aus“, 19.-21.03.2009 an der Universität Dortmund.

FRIEDENSAUER FORUM

22. bis 24. Oktober 2010
Dr. Alden Thompson, USA

Alden Thompson hat 40 Jahre lang an der WallaWalla University im Bundesstaat Washington unterrichtet. Er ist auch in Deutschland und weiten Teilen Europas als Referent, Dozent und Autor bekannt.

Seine Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und haben große Aufmerksamkeit gefunden. Dr. Thompson vereinigt in seiner Person akademischen Forscherdrang und adventistischen Glauben auf authentische Weise. Ihm liegt die Gemeinde ebenso am Herzen wie Bildung und Wissenschaft.

Auf dem Friedensauer Forum wird er unter anderem das Anliegen seines neuen Buches behandeln: „Auf gemeinsamem Boden? Warum Liberale und Konservative aufeinander angewiesen sind“. Eingeladen sind Gemeindeglieder, Pastoren, Studierende und theologisch Interessierte.

Das Forum beginnt am Freitagabend und endet am Sonntagmittag. Information, Anmeldung und Zimmerreservierungen:

Lilli Unrau, Dekanat Theologie
Fon 03921-916-133
Fax 03921-916-120
lilli.unrau@thh-friedensau.de

Islam-Symposium

vom 16. bis zum 18. April 2010

Die Theologische Hochschule Friedensau veranstaltete im April 2010 ein Symposium über den Dialog zwischen Islam und Christentum, für den auch die Weltkirche der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten ein stärkeres Engagement eingingen ist. Die Bedeutung eines solchen Engagements ist mehrschichtig. Zunächst ist es die generelle gesellschaftlich-politische Reaktion auf die seit zwei Jahrzehnten währenden terroristischen Attacken fundamentalistischer Muslime zunächst gegen Israel und israelische Einrichtungen weltweit und schließlich der auch gegen den Westen, vor allem gegen Amerika gerichtete Terrorismus (9/11). Die Präsenz der Muslime in der westlichen Welt, die nach Jahren ignoranter Reaktionen auf die „Erfolge“ ihrer terroristischen Glaubensbrüder sich und ihren Glauben schließlich selbst hinterfragen mussten, führte zu der Erkenntnis, dass es um des Friedens und des Glaubens willen wichtig ist, den Weg zum gegenseitigen Verstehen, zum Dialog und zum „apeasement“ der Gesellschaft einzuschlagen.

In diesem Sinne waren die Vorträge in Friedensau konzipiert. Vertreter der Generalkonferenz (Weltkirchenleitung) der Kirche der STA (Dr. Ganoune Diop und Dr. William Johnson), ein Vertreter der türkischen Gemeinden in Deutschland (DITIB, Dr. Bekir Alboga) sowie Prof. Dr. Urs Baumann vom Institut für Ökumenische Forschung (Universität Tübingen) waren die Hauptredner der Veranstaltung, deren Einzelthemen bereits im DIALOG vorab veröffentlicht worden waren.

Dr. Alboga betonte eingangs seine großen Sympathien für die Adventisten, deren Lebensstil und ernsthafte religiöse Prakti-

ken ihn sehr beeindruckten und ihn eine innere Verbundenheit mit der Adventgemeinde empfinden ließen. Im weiteren Verlauf seiner sehr lebhaften einstündigen Rede behandelte Dr. Alboga Attacken und Ritualmorde – grausam, unverständlich und übrigens auch gegen Muslime gerichtet – und wies nach, dass der Koran diesen in entsprechenden Suren durchaus widerspricht; wie sich ja auch in biblischen Texten sowohl die Aufforderung zu Gewalt



Bildunterschrift: Dr. Ganoune Diop von der Generalkonferenz und Klaus Schmitz als Übersetzer

und Krieg als auch zum Frieden finden lässt. Jedoch mache in beiden Religionen – im Islam und im Christentum – die Liebe zu Gott als dem Barmherzigen und die Nächstenliebe das Eigentliche des Glaubens aus.

In einem großen theologischen Entwurf stellte Dr. Diop in seinen Präsentationen die Bedeutung des christlichen Glaubens und die Gnadenlehre des Evangeliums auch für Muslime heraus. Weil der Islam nicht die Erbsünde kennt, die Sünde, die seit Adam alle Menschen unterworfen hat, bedarf es im Islam auch keines Erlösers. Dr. Diop, der aus islamischem Haus im Senegal stammt, sprach eindringlich über

die Bedeutung, „unter der Gnade zu sein“, die der Muslim nicht kennt. Sein Denken orientiert sich ausschließlich auf das Endgericht und auf die Hoffnung, dass ihm dort seine Werke den Weg ins Paradies öffnen werden.

Prof. Dr. Baumann präsentierte aus seinem Erfahrungsschatz der vielen Dialoge mit Muslimen praktische und hilfreiche Ansätze zum Gespräch über christliche und muslimische Theologie und deren Umsetzung in die Praxis des Gesprächs. Sein Grundsatz lautete, nicht zuerst die Gemeinsamkeiten zu diskutieren, sondern wirklich zunächst die Unterschiede zwischen Islam und Christentum herauszustellen. Nur so kann ein Dialog erfolgreich geführt und können Wege zur Erkenntnis und zum Verstehen des Anderen begangen werden. Dr. Baumann zeigte anhand von Gegenüberstellungen die entscheidenden Unterschiede zwischen Islam und Christentum auf und betonte damit auch den Weg, der noch zu gehen sei, um durch das gegenseitige Verstehen und Respektieren ein gesellschaftliches Miteinander zu ermöglichen.

Die große Zahl muslimischer Mitbürger in Europa, die auch zum administrativen Bereich der Euro-Afrika-Division der Freikirche der STA gehören, sollte Anlass genug sein, den Dialog zwischen Adventisten und Muslimen zu fördern. Allerdings, ohne gründliche Kenntnisse darüber, was der Islam eigentlich lehrt, geht es nicht. Die Teilnehmer dieses Symposiums waren berührt und tief beeindruckt von den Darstellungen und wünschten sich eine Fortführung dieser Thematik. Friedensau wird diesen Wunsch sicherlich erfüllen.

Für den privaten Gebrauch sind die Vorträge auf Tonträger vorhanden. Anfragen dazu können an das Dekanat des Fachbereichs Theologie der Theologischen Hochschule Friedensau gerichtet werden.

Udo Worschech

te. Ihre Einfachheit hat mich zutiefst beeindruckt. Hätte ich das machen können? Offen zeigen, dass ich einfach lebe und nicht viel zu bieten habe? Oft stehe ich unter Druck, nur das Beste von mir zu präsentieren. Nur wenn ich ein tolles Essen gekocht und einen Kuchen selbst gebacken habe, kann ich am Sabbat auch Gäste einladen. Lade ich dann überhaupt noch jemanden ein?

Bedeutung der Familie

Eine große Familie ist für die Muslime eine Selbstverständlichkeit und ein Segen Gottes. Die Familienordnung unterscheidet sich sehr von unseren individualistisch geprägten Familien. Alle Entscheidungen werden gemeinsam in der Familie getroffen. Für die Mädchen kann es dann manchmal schwer sein, ihren Willen durchzusetzen. Nicht nur die Eltern, sondern auch die älteren Brüder können eine Entscheidung für das Mädchen treffen. Apropos älterer Bruder: Interessant fand

ich, dass der ältere Bruder meistens ein eigenes Zimmer hat, während sich die jüngeren Geschwister ein Zimmer teilen. Der Vater und der ältere Bruder haben in der Familie die höchste Autorität.

Kinder sind ein Geschenk. Das leben die Muslime. Sie planen die „Geschenke“ nicht. Sie bekommen sie und freuen sich darüber. Auch wenn die Zukunft nicht sicher ist, sorgen sie sich nicht und empfangen die Kinder als Segen Gottes. Es mag einem leichtsinnig erscheinen. Ich habe ihre Leichtigkeit und Zuversicht bewundert.

Miterleben durfte ich auch Familien mit mehreren Frauen. Unglückliche Frauen, die um ihre Liebe kämpfen und streiten, und die Kinder, die immer wieder erklären müssen, warum ihr Vater zwei Familien hat. Diese Familien haben mich zum Nachdenken über die biblischen Familien gebracht. Ging es Hagar und Rahel und ihren Kindern ähnlich?

Als Single ohne eigene Kinder wurde ich nicht gleich von den Muslimen akzeptiert. Mit der Zeit wuchs das Vertrauen und einige muslimische Schwestern beteten um einen lieben Mann und Kinder für mich.

Glauben und Beten

Oft kamen wir in unseren Gesprächen auf Gott und den Glauben zu sprechen. Manche Muslime hatten zum ersten Mal in ihrem Leben persönlich mit einer Christin zu tun. Ihr Bild von Christen ist sehr verallgemeinert und von Vorurteilen besetzt. Nicht so viel anders als unsere Bilder von Muslimen?

Wir stellten fest, dass Bibel und Koran viele gemeinsame Geschichten haben. In schweren Situationen ermutigten wir uns gegenseitig: „Ich bete für dich. Gott wird dir helfen.“ Ich habe erkannt, welch ein Schatz es ist zu wissen, dass Gott mich liebt. Ich habe es meinen muslimischen Freunden oft gesagt und geschrieben, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie es glauben konnten, denn es war neu für sie.

Muslime haben Ehrfurcht vor Gott. Das drücken sie in ihrem Gebetsritual aus. Gebetsteppich, Kopfbedeckung, Händewaschung vor dem Beten ... Die ernsthaften Muslime beten fünf Mal am Tag. Wie sieht mein Gebetsleben aus?

Das Kennenlernen vom Islam führte mich zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit meinem christlichen Glauben. Vieles, was bisher selbstverständlich für mich war, musste ich hinterfragen und für mich neu entdecken.

Vergebung

Als Christen sind wir stets bestrebt, Vergebung zu lernen und zu leben. Vergebung ist das Herzstück der Evangelien und Jesus ist uns darin ein Vorbild. So ein Vorbild haben Muslime nicht. Vergebung spielt in ihrem Glaubensleben und im Alltag keine bedeutsame Rolle. Ich dachte früher nicht viel darüber nach, bis ich in Konfliktsituationen und Streitschlichtung

erlebte, dass der Wille zur Vergebung, sogar jegliches Nachdenken darüber bei Muslimen fehlte. Ich versuchte soweit es geht, Vergebung vorzuleben, und habe diesen christlichen Wert neu schätzen gelernt.

Schweinefleisch und Alkohol

Die Abstinenz von Schweinefleisch und Alkohol habe ich als einen Türöffner zu den Herzen von Muslimen erlebt. Sobald die Eltern wussten, dass ich auch bei den Würstchen darauf achte, dass sie ohne Speck sind, vertrauten sie mir ihre Kinder an. Gerne sind Familien aus Burg zu den Gemeindetagen nach Friedensau gekommen und haben mit uns gegrillt. Sie mussten keine Angst haben, dass sie Fleischgerichte nicht essen dürfen oder dass vor ihren Kindern Alkohol konsumiert wird. In dieser Frage haben wir eine gemeinsame Basis, die nicht unterschätzt werden darf.

Von Muslimen habe ich gelernt, zu meinen Prinzipien zu stehen. Oft habe ich auf die Frage, warum ich etwas nicht esse oder nicht trinke, mit Erklärungen über die Auswirkungen auf die Gesundheit geantwortet. Es klang für mich selbst nicht wirklich überzeugend. Muslime beantworten diese Frage ganz klar mit: „Es steht im Koran. Gott möchte es so.“ Habe ich den Mut, mein Verhalten mit: „Es steht in der Bibel. Gott möchte es so“ zu begründen?

Adventisten und Muslime – Brüder und Schwestern?

Muslimische Familien in Burg sind mir zu Schwestern und Brüdern geworden. Keine(r) von ihnen hat sich taufen lassen, keine(r) hat Jesus als Gott anerkannt. Dennoch sind sie mir Brüder und Schwestern, weil ich glaube, dass Gott sie unendlich liebt. Ich hoffe, durch meine Liebe ihnen Gottes Liebe näher gebracht zu haben. Durch die zahlreichen Studentinnen und Studenten, freiwillige Helferinnen und Helfer aus Friedensau und Burg wurde diese Liebe vermehrt.

Ich bin davon überzeugt, dass die Muslime in Deutschland eine einmalige Chance haben, in einem christlichen Land zu leben und durch liebende Christen einen liebenden Gott zu erkennen. Deshalb möchte ich jede Adventgemeinde und jede Adventistin und jeden Adventisten ermutigen, ihre Herzen und Häuser für Muslime vor Ort zu öffnen: Unser Haus – euer Haus! Diese Freundschaften werden euch genauso wie mich bereichern und die Liebe Gottes fließen lassen.

Damit ihr Hoffnung habt.
2. Ökumenischer Kirchentag
München 12.–16. Mai 2010

160.000 Christen feiern
2. Ökumenischen Kirchentag
in München

Ministerpräsident Horst Seehofer irrte sich, als er zur Eröffnung des 2. Ökumenischen Kirchentages den Verantwortlichen dankte, „allen voran Erzbischof Marx und Landesbischof Friedrich“. Denn Kirchen- und Katholikentage werden seit jeher nicht von Amtskirchen veranstaltet, sondern von engagierten Laien. Bischöfe sind auf Kirchentagen Gäste. Gerade weil Kirchentage von Basisbewegungen veranstaltet werden, erhalten sie eine schillernde Vielfalt und bemerkenswerte Offenheit. In München zeigte sich das insbesondere in der Frage nach dem gemeinsamen Abendmahl von Katholiken und Protestanten. Obwohl der Vatikan das gemeinsame Abendmahl konsequent ablehnt, wurde es von den Teilnehmern immer wieder lautstark gefordert. „Das gemeinsame Abendmahl hängt letztendlich von der Frage ab, ob der Heilige Geist auch woanders weht als in Rom“, pointierte der Katholik und Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse. Immer wieder wurde Kritik an der Zurückhaltung des Heiligen Stuhls laut. „Wenn wir auf die Kirchenleitungen und die Theologen warten, dann mümmelt noch jahrzehntelang jeder nur das eigene Brot“, rief Fulbert Steffensky in einer Bibelarbeit seinen 2.300 Zuhörern zu. Einmal mehr zeigte der Ökumenische Kirchentag, dass die Verbundenheit dort wächst und entsteht, wo sich Christinnen und Christen als Schwestern und Brüder erkennen, weil ihr Glaube dem gleichen Herrn gilt. Das Kirchenvolk zeigte sich emanzipiert und selbstbewusst gegenüber kirchlichen Leitungen und forderte Schritte des Aufeinanderzugehens.

Erstmals nahm der Kirchentag in München auf Initiative des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim eine Veranstaltungsreihe „Konfession kreuzweise – was mir am anderen gefällt“ auf, in der sich Kir-



Die Hochschule war auf dem Kirchentag in München mit ihrem Studienprogramm präsent (Foto Jana Kaufmann)



Tatjana Gütler, Dipl.-Sozialpädagogin, Migrationssozialberaterin, engagierte sich für Flüchtlinge und Migrant(inn)en in Burg (bei Magdeburg), lebt in München

Adventisten und Muslime - Brüder und Schwestern?

Was ich aus meinen Begegnungen mit Muslimen gelernt habe

von Tatjana Gütler

„Du bist für mich wie Schwester! Komm in mein Haus, bleibe zum Essen. Mein Haus – dein Haus!“ Mit diesen einfachen Worten eroberten die im Asylbewerberheim in Burg lebenden muslimischen Frauen mein Herz. In der Fremde wünschten sie sich Familie, trotz ihrer Armut hatten sie viel zu geben, trotz ihrer Hoffnungslosigkeit blieben sie fest in ihrem Glauben. In den vergangenen sechs Jahren bin ich vielen Muslimen begegnet, durfte sie näher kennenlernen und mit ihnen ihr Leid und ihre Freude teilen. Fünf Lektionen aus meinen Erfahrungen mit Muslimen möchte ich mit euch teilen.

Gastfreundschaft

In Russland aufgewachsen, war ich bisher fest überzeugt, dass russische Gastfreundschaft nicht zu übertreffen ist. Nach dem Besuch bei den kurdischen und arabischen Familien musste ich allerdings passen. Kam ich unangemeldet, wurde Tee aufgesetzt oder die Frauen begannen zu kochen. Wusste die Familie, dass ich komme, wurden die besten Speisen zubereitet und es gab keinen freien Platz auf dem Tisch. Einen Gast zu haben bedeutet für Muslime, mit ihm ihr Essen und ihre Zeit zu teilen. Ich habe gelernt, viel Zeit mitzubringen und nicht an meine Kilos zu denken.

Am meisten beeindruckte mich Sausan, die zum Tee nur Zwieback anbieten konn-



Dr. theol. Johannes Hartlapp sprach auf dem Kirchentag (Foto Jana Kaufmann)

chen wechselseitig vorstellten. Die Moderatorin Maria Stettner (Ev.-Luth. Kirche in Bayern) erkannte darin eine doppelte Funktion: Es sei zum einen eine Übung an Ehrlichkeit und Sensibilität, vor dem Anderen über dessen Glauben zu reden. Gleichzeitig sei es auch ein Test, wie die Anderen den eigenen Glauben wahrnehmen. Über den Katholizismus sprach der Friedensauer Kirchenhistoriker Johannes Hartlapp. An fünf Stationen seines Lebens entdeckte er Merkmale des katholischen Glaubens, denen er besondere Wertschätzung entgegenbringt: Als Schüler wurde ihm beim Besuch eines katholischen Gotteshauses deutlich, dass die Geschichte des Christentums die meiste Zeit die Geschichte des katholischen Glaubens war. In seiner Studienzeit bereicherte ihn Literatur katholischer Verfasser, und in der Begegnung mit Ordensgemeinschaften faszinierte ihn die tiefe Spiritualität mit der Konzentration auf das Wesentliche. Insbesondere aus dem mönchischen Leben sei die Kraft zur Erneuerung der Kirche hervorgegangen. Der Wehrdienst als Bausoldat der NVA führte ihn in einer Notgemeinschaft mit Priesteramtskandidaten zusammen, mit denen er eine intensive Andacht erlebte und mit denen ihn bis heute eine enge Freundschaft verbindet. In der Begegnung mit Kardinal Lehmann, der ihm eine besondere Fairness und Offenheit entgegenbrachte, lernte Hartlapp den Wert einer weltweiten Kirche schätzen. Sie besitzt die Fähigkeit, die Breite der Glaubensformen zu tragen, und weist zugleich mit ihrem geistlichen Oberhaupt eine weltweit gehörte ethische Stimme auf. Und die Einladung einer katholischen Kirchengemeinde, bei einer Veranstaltung zur „Woche für das Leben“ zu sprechen, verdeutlichte ihm das gemeinsame unbedingte Ja zum menschlichen Leben. „Natürlich bleiben zwischen uns auch Differenzen“, gab der Friedensauer Hochschullehrer unumwunden zu. „So ehrlich muss man sein: Es sind tief greifende theologische Fragen, die zwischen uns stehen. Doch nur dann, wenn wir den gegenseitigen Wert, den spezifischen Reichtum der

anderen Konfession entdecken, dann wird das Gespräch zu einem echten Dialog werden.“

Der evangelisch-reformierte Pfarrer Dietmar Arends stellte anschließend die Siebenten-Tags-Adventisten vor. Im Zusammenhang mit der Feier des Sabbats durch Adventisten bedauerte er, dass das Gros der Christen und Juden mit Sabbat und Sonntag getrennte Feiertage haben. Die adventistische Sabbatpraxis könne eine wertvolle Brücke für den christlich-jüdischen Dialog sein. Das Gleiche gelte für die hohe Beachtung, die Adventisten dem Alten Testament entgegenbringen. Arends wertschätzte das Bibelgespräch im Gottesdienst und das hohe Bibelwissen der Adventisten. Durch zahlreiche soziale Einrichtungen, Medienhäuser, Schulen und Universitäten und durch das starke Engagement in der Entwicklungszusammenarbeit seien Adventisten eine Kirche der Tat, so Arends. Fragen aus dem Publikum zeigten, dass den Adventisten ein neugieriges Interesse entgegengebracht wird.

Trotz des respektvollen Umgangs der Konfessionen miteinander schrillten auch pointiert kritische Töne über den Kirchentag. Die frühere EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann wurde mit stehenden Ovationen von den Teilnehmern empfangen. In einer Predigt im Liebfraundom scheute sie sich nicht, die Pille als ein „Geschenk Gottes“ zu bezeichnen. „Es geht um Liebe ohne Angst und um verantwortliche Elternschaft“, so Käßmann. Besonders in armen Ländern des Südens stürben überdurchschnittlich viele Mütter an Schwangerschaft und Geburt. In vielen Fällen könnten sie ihre Kinder nicht ernähren. Der Segen des Gebärens dürfe für die betroffenen Frauen nicht zum Fluch werden, meinte Käßmann. Die Forderung der ehemaligen Bischöfin – ausgerechnet am Sitz des Münchner Erzbischofs gesprochen – provozierte eine prompte Reaktion von katholischer Seite. Die Pille sei vom Menschen gemacht und nicht von Gott in die Welt hinein geschenkt, so Robert Zollitsch, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz. Die katholische Kirche lehnt Verhütungsmittel streng ab.

Das ungeplante Top-Thema des Kirchentags war der sexuelle Missbrauch durch kirchliche Amtsträger. Bereits bei der Eröffnung des Kirchentags forderte der damalige Bundespräsident Horst Köhler, sich offen dem Thema zu stellen: „Wenn Christen zusammenkommen, ob im Gottesdienst oder auf dem Kirchentag, dann bekennen sie voreinander und vor Gott ihre Schuld, dann bitten sie um die Kraft zur Erneuerung und Umkehr, dann bitten sie um Gottes Gnade. Das ist heute wichtiger denn je.“ Dass der Schutz und die Rehabilitation der Opfer Änderungen im kirchlichen Umgang mit dem sexuellen Missbrauch erfordert, war eine Forderung Wolfgang Thierses. „Ich wünsche mir“, bekundete der Politiker, „dass die katholische Kirche ein Beispiel für die ganze Gesellschaft wird, wie man mit einer moralischen Katastrophe umgeht, so wie es Margot Käßmann in einem ungleich harmlo-

seren Zusammenhang gezeigt hat.“ Bei der Diskussion von katholischen Geistlichen – darunter der Missbrauchsbeauftragte Bischof Ackermann und der Leiter des Berliner Canisius-Kollegs Pater Mertens – zum Missbrauchsskandal kam es zu einem Eklat: Das inzwischen prominente Opfer Norbert Deneff forderte während der Veranstaltung lautstark, Opfer in die Diskussionsrunde einzubeziehen. Auf dem Podium fand die Ein-Mann-Demo kein Gehör – im Gegensatz zu der Berichterstattung in den Medien, die den Zwischenfall in den Mittelpunkt rückten. Das offene Gespräch mit den Betroffenen blieb eine ungelöste Herausforderung.

In 3.000 Veranstaltungen blieb kaum ein Thema ausgespart. Die Bewahrung der Schöpfung und ihre Konsequenzen für die Wirtschaftsethik, Fragen der Einen Welt und der sozialen Gerechtigkeit – der Kirchentag forderte die Christen heraus, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, in der sie leben. Neben den großen gesellschaftlichen Themen bot der Kirchentag auch Platz für Tausende Projekte und Initiativen, die sich auf einem Markt der Möglichkeiten präsentierten. Die Theologische Hochschule Friedensau rückte auf ihrem Präsentationsstand die sozialwissenschaftlichen Bildungsangebote in den Mittelpunkt. Studierende und Lehrende berieten Interessierte zu Pflegewissenschaften, Gesundheits- und Sozialmanagement sowie weiteren Studiengängen.

Dass Einheit in gelebter und tolerierter Vielfalt möglich ist, bewies das Münchener Großereignis. In einer Podiumsdiskussion saß neben der schillernden Nina Hagen eine Benediktinerin im schlichten Nonnengewand. Rock-Ikone und Ordensschwester sprachen miteinander über ihre Glaubenserfahrungen – ganz unterschiedlich und doch miteinander vereint im Geist. „Damit ihr Hoffnung habt“ gelang es, Generationen zu verbinden. Angehende Senioren standen vor der Bühne des Popkonzerts und nicht weit entfernt saßen Jugendliche im Vortrag neben ihrer Elterngeneration. Bis spät in die Nacht tönte Jazz aus Halle 2 und Klassik aus Halle 4, hallte ein Popkonzert auf dem Odeonsplatz und jüdische Klezmermusik auf dem Marienplatz. Ein friedliches Miteinander der Musikstile – das demonstrierte der Kirchentag.

Dass es einen 3. Ökumenischen Kirchentag geben werde, sicherte der Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Stefan Vesper, zu – wann und wo er stattfinde, müsse man noch sorgfältig prüfen. Ein Ziel stehe bereits fest: Die Bewegung des Ökumenischen Kirchentags dürfe nicht mehr eine Gemeinschaft nur der beiden großen Kirchen sein, sondern müsse auch kleinere Kirchen einbeziehen, erklärte Vesper. Adventisten, Baptisten und weitere Freikirchen wurden in diesem Zusammenhang genannt. Dabei gehe es nicht um eine Einheitskirche, wie der Kirchentagspräsident Alois Glück festhielt. Aber es gebe „keine Grenzen, die uns Christen am gemeinsamen Handeln und Arbeiten hindern.“ dp n

Landesrektorenkonferenz zeichnet Hochschule in Friedensau aus Preisgeld hilft Haitianern

Von Oliver Schlicht

Die Theologische Hochschule in Friedensau (Jerichower Land) hat den Integrationspreis 2010 der Landesrektorenkonferenz erhalten. Die jährlich vergebene Auszeichnung würdigt Bemühungen um die Integration von ausländischen Studierenden und Wissenschaftlern. Der Preis ist mit 2500 Euro dotiert. Die Landesrektorenkonferenz ist ein Gremium der zehn staatlichen und privaten Hochschulen und Universitäten Sachsen-Anhalts.

Den Preis übergab der amtierende Vorsitzende der Landesrektorenkonferenz, Professor Armin Willingmann, Rektor der Hochschule Harz. „Es weht ein besonderer Geist durch Friedensau“, so Willingmann. Der sei derzeit zwar etwas kühl, scherzte der Rektor, zeuge aber von einem hohen Anspruch an die Wissenschaft. Willingmann lobte das Bemühen der Einrichtung, einen hohen Anteil ausländischer Studenten zu immatrikulieren. „Ein Ausländeranteil wie hier von 37 Prozent ist Spitze in Sachsen-Anhalt.“ Er hoffe, dass der Friedensauer Integrationsgedanke auch in andere Bildungseinrichtungen „hinüberschwappt“. Professor Johann Gerhardt,

Rektor der Theologischen Hochschule in Friedensau, freute sich über die Auszeichnung. „Das Preisgeld wird mit dazu beitragen, dass unsere Haitianer weiterstudieren können“, kündigte er an.

In Friedensau studieren derzeit die einzigen Haitianer in Sachsen-Anhalt. Die sechs Männer streben einen Abschluss in

Sozialwissenschaft an. Die Finanzierung ihres Studiums aus der Heimat ist aber seit dem Erdbeben vom 12. Januar ungewiss. Den Familien der Studenten fehlt das Geld. Die Hochschul-Stiftung von Friedensau und verschiedene Hilfsprojekte sind deshalb um Unterstützung der Haitianer bemüht. n



Professor Armin Willingmann (vorne links), Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz, übergab das Preisgeld an Professor Johann Gerhardt (vorn rechts), Rektor der Theologischen Hochschule Friedensau. Foto: Oliver Schlicht

Friedensau auf dem Youth in Mission Congress 2010

Auch auf dem 4. Youth in Mission Congress, der vom 1. bis zum 5. April dieses Jahres stattfand, war Friedensau mit einem Stand vertreten. Die Theologische Hochschule teilte sich mit dem Projekt „One Year for Jesus“ einen Standplatz. Über 1000 Kongressteilnehmer besuchten die zahlreichen Workshops und Vorträge. Ein besonderer Höhepunkt war die Taufe von vier jungen Menschen am Sonntagabend.

Ein Quiz über Friedensau machte den Hochschulstand zu einer Attraktion, die etliche Teilnehmer anzog. Am Ende gab es 14 Gewinner, die bereits auf dem Kongress einen Gutschein über 15 € für das Medienzentrum der „Stimme der Hoffnung“ erhielten und sofort einlösten. Wir gratulieren den Gewinnern herzlich!

Wir konnten zahlreiche Gespräche mit Interessenten führen und hoffen, dass wir den einen oder die andere bald einmal zu einer Schnupperwoche oder im nächsten Studienjahr als Student(in) begrüßen können

Kirsi Müller n

„Paulus“ und „Trotzdem“

In regelmäßigen Abständen geht es auf dem Zeltplatz in Friedensau sehr lebendig zu. Die 850 wetterfesten Pfadfinderinnen und Pfadfinder, die am diesjährigen Himmelahrtslager teilnahmen, erlebten die Reisen des Paulus in der Römerzeit nach.

Die bessere Wetterlage, viele sportliche Aktionen, aber vor allem viele kreative und musikalische Beiträge ließen das Pfingstjugendtreffen mit fast 600 Jugendlichen zu einem Highlight werden. Eine besondere

Aktion war das Entenrennen auf der Ihle mit einem Erlös für die Adventjugend. Bei dem Spiel „Schlag den Stab“ konnten sich Jugendliche und Pastoren in vielen verschiedenen Disziplinen messen. Ein nächtliches Flutlicht-Fußballspiel folgte. Die Verkündigung von Horst Sebastian mit dem Thema „Trotzdem“ war jugendnah und ansprechend. Auf dem Platz verteilte „Bet'male“ regten zum Gebet und zur Besinnung an. Janina Dost n



35.000 Euro aus dem Hochschulpakt

Der sogenannte Hochschulpakt ist ein Mittel zur Förderung von Studienplätzen für das erste Hochschulsemester und dient als Ausgleich zwischen den Alten und den Neuen Bundesländern.

Die Theologische Hochschule Friedensau hat zum ersten Mal 35.000 Euro aus dem Hochschulpakt erhalten. Damit wird die Studierendenwerbung der Hochschule unterstützt sowie die Erstausrüstung an Büchern für Bachelorstudiengänge verbessert. jg n

In der DIALOG-Ausgabe Mai/Juni wurde das Leitbild der Hochschule nicht im ganzen Umfang abgedruckt. Hier ist es nun in voller Länge.

Leitbild der Theologischen Hochschule Friedensau

Der Auftrag unserer Hochschule ist es, einen Beitrag für Kirche und Gesellschaft in den Feldern Bildung und Wissenschaft zu leisten. Als freikirchlich-adventistische Institution sind wir reformatorischer Tradition und innovativem Denken verbunden. Forschung und Lehre fußen daher auf wissenschaftlichen Methoden, prinzipieller Ergebnisoffenheit und Verantwortung vor Gott und den Menschen.

1. Profil

Wir konzentrieren uns als Profilhochschule auf solche Disziplinen, die den Dienst am Menschen zum Inhalt haben. Schwerpunkte liegen in Theologie, Sozialwesen, Entwicklungszusammenarbeit und Gesundheitswissenschaften. Wir verstehen uns als internationale Hochschule, die sich der Interkulturalität und Chancengleichheit verpflichtet fühlt und eine Geschichte langjähriger Beziehungen zu Ländern in allen Kontinenten weiterführt.

2. Gemeinschaft

Wir sind eine Campus-Hochschule. Dies bedeutet, dass unsere Lehrenden, Angestellten und Studierenden eine vertrauensvolle, tolerante, multikulturelle und kooperative Lebensgemeinschaft bilden. Wir wollen alle Mitglieder dieser Gemeinschaft ganzheitlich fördern. Die Gleichheit von Frauen und Männern ist hierbei eine Grundgegebenheit ebenso wie der Respekt vor anderen Religionen, Weltanschauungen und Kulturen. Als familienfreundliche Hochschule wollen wir mit entsprechenden Rahmenbedingungen die Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie erleichtern. Dazu trägt auch die großzügige Struktur des Campus mit seiner Einbettung in die Natur bei.

3. Forschung und Lehre

Wir verpflichten uns gegenüber den Studierenden, Grundlagen der jeweiligen Wissenschaft wie auch aktuelle Forschungsbeiträge zu vermitteln. Das Ziel der Lehre ist es, Forschungs- und Anwendungskompetenzen zu vereinigen, damit unsere Absolventen den Anforderungen in

ihren Aufgabenbereichen auf qualitativ hochwertige Weise gerecht werden können. Außerdem bieten wir Fort- und Weiterbildungen im Sinne des lebenslangen Lernens an. Hochschullehrer wie Studierende tragen durch Veröffentlichungen zum wissenschaftlichen Diskurs bei. Unsere Lehre und Forschung sind christlich-ethisch fundiert, ganzheitlich und interdisziplinär ausgerichtet. Sie bilden eine Einheit.

4. Gesellschaft und Spiritualität

Wir sind überzeugt, dass Glaube, Bildung und Lebensvollzug eine Einheit bilden. Wir streben danach, in unserem Handeln eine Spiritualität widerzuspiegeln, die auf dem Evangelium von Jesus Christus beruht. Deshalb fördern wir persönliche Identitätsbildung durch Ermutigung und Befähigung zur Selbstreflexion. Unser Ziel ist es ebenso, die Gestaltung von Kirche und Gesellschaft konstruktiv und kritisch zu begleiten. In diesem umfassenden Sinne wollen wir als Hochschulgemeinschaft unseren Auftrag erfüllen.

04.07.-01.08.2010 (Bibliothek)

Ausstellung „Doppeltes Spiel: Fußball im Visier der Staatssicherheit“ (incl. Buchausstellung zum Thema „Fußball“ anlässlich der Fußball-WM in Südafrika)

In der Ausstellung wird die Einflussnahme der Stasi und der SED auf die Fußballszene in den DDR-Bezirken Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig dargestellt. Des Weiteren werden die Schicksale von Spielern und Mannschaften dokumentiert.

Die Ausstellung wird durch eine Medienpräsentation ergänzt, in der Bücher und AV-Medien gezeigt werden zu den Themen „Fußball – Gewalt und Gesellschaft“ sowie Kinder- und Jugendbücher anlässlich der Fußball-WM in Südafrika und der Aktion LESESOMMER XXL.

24.06.-04.08.2010 (Bibliothek)

LESESOMMER XXL – für 10-13-jährige

Der LESESOMMER XXL ist eine Aktion der öffentlichen Bibliotheken und der Fachstelle für öffentliche Bibliotheken. Er wird unterstützt durch den Deutschen Bibliotheksverband e.V. und findet 2010 erstmalig in Sachsen-Anhalt statt. Die sieben Schul- und Ortsbibliotheken der Stadt Möckern beteiligen sich in einem Verbund und bieten u.a. Kinder- und Jugendbücher zum Thema der Fußball-WM in Südafrika und anderen Lesestoff an. Der LESESOMMER XXL richtet sich an Schüler von 10 bis 13 Jahren und will vor allem Kinder ansprechen, die sonst selten oder gar nicht lesen. Also, schick deine Lehrer – lies ein Buch!

Mit ihrem persönlichen LesePASS suchen

sich die Kinder mindestens zwei Bücher aus der LESESOMMER-Aktion aus und lesen diese in den Sommerferien (24.06. – 04.08.2010). Zu jedem Buch erhalten sie einen Fragebogen, den sie ausfüllen, und eine Bewertungskarte, auf der sie ihre ganz persönliche Meinung zu dem gelesenen Buch notieren können.

Am Ende des LESESOMMER XXL erhalten alle erfolgreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein Zertifikat als Anerkennung, das sie in der Schule vorlegen können. Die Schule kann die Teilnahme als besondere Leistung auf dem nächsten Zeugnis eintragen.

28.07.2010, 9.00-12.00 Uhr

Kinder-Uni

Die Theologische Hochschule Friedensau bietet zum zweiten Mal Vorlesungen für Kinder im Alter von 8 bis 11 Jahren an, in denen Dozenten der Hochschule Kinder in die Welt der akademischen Bildung einführen. Themen sind unter anderem:

„Hilfe, versteht mich jemand?“ – Warum wir uns verstehen oder auch nicht

„Schatzsuche in der Bibliothek“

„Afrikanische Städte“

Für ihre Teilnahme erhalten die Kinder ein persönliches Zertifikat der Hochschule.

11.08.2010 (Bibliothek)

50 Jahre Jim Knopf/Lesung mit der KiTa Friedensau

Am 9. August 1960 erschien im Thieme-Verlag die Geschichte von Jim Knopf und Lukas dem Lokomotivführer, die bis

heute von Klein und Groß geliebt wird. In diesem Jahr feiern wir Jim Knopfs 50. Geburtstag in der Hochschulbibliothek und laden alle Kinder der KiTa Friedensau ein.

DIALOG

DIALOG wird herausgegeben von der Theologischen Hochschule Friedensau Referat Marketing und Öffentlichkeitsarbeit An der Ihle 19, 39291 Möckern-Friedensau Fon: 03921-916-127, Fax: 03921-916-120 dialog@thh-friedensau.de

Spendenkonto: Friedensauer Hochschul-Stiftung Bank für Sozialwirtschaft BLZ 810 205 00, Konto 1899

Gesamtverantwortung: Prof. Johann Gerhardt, M.Div., D.Min.

Redaktionsleitung: Martin Glaser

Redaktion: Andrea Cramer, Renate Dost, Johann Gerhardt, Roland Nickel, Jessica Schultka, Szilvia Szabó, Anja Tabatzki, Karola Vierus, Bianca Zimmer

Gestaltung und Produktion: advision Design + Communication, Ockenheim

Druck: Grindeldruck GmbH, Hamburg

DIALOG erscheint alle zwei Monate

Ausgabe: Juli/August 2010

www.thh-friedensau.de

Die Theologische Hochschule Friedensau ist eine Einrichtung der Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten

